

FORUM CLASSICUM

2019

ZEITSCHRIFT FÜR DIE FÄCHER LATEIN UND
GRIECHISCH AN SCHULEN UND UNIVERSITÄTEN

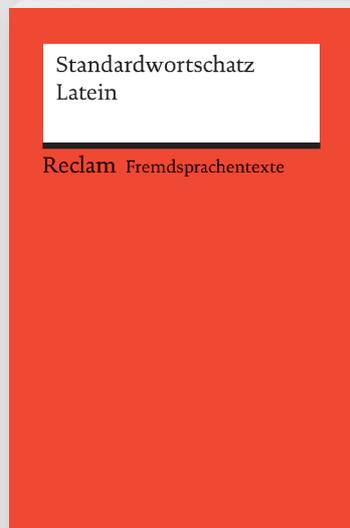
- | | |
|------------------|--|
| T. Daskarolis: | Die griechische Sprache als Beitrag zur europäischen Integration |
| A. Hidding: | Deutsch mit einem Akzent |
| M. Stierstorfer: | Brot und Spiele
im futuristischen Nordamerika |
| C. Wurm: | Petrarca auf dem Mont Ventoux |



Praktische Nachschlagewerke in Reclams Roter Reihe

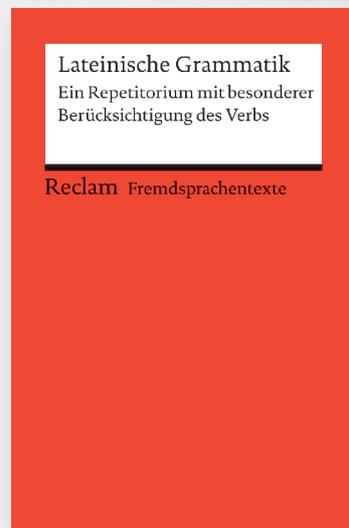
Von Allegorie bis Zeúgma – die 70 wichtigsten Stilmittel mit Definition sowie deutschen und lateinischen Beispielen.

140 S. · € 5,40
ISBN 978-3-15-019914-5



264 S. · € 6,60
978-3-15-019780-6

Alphabetischer Grund- und Lernwortschatz von knapp 2.000 Wörtern. Referenz-Vokabular für alle Fremdsprachentexte Latein in Reclams Roter Reihe



103 S. · € 4,40
978-3-15-019782-0

Grammatikwissen – zum Nachschlagen, Auffrischen und Vertiefen

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,
die Redaktion des Forum Classicum wünscht Ihnen ein gutes Neues Jahr! Erinnert sei nochmals an den Bundeskongress des DAV, der dieses Jahr von Dienstag, dem 14.04.2020, bis Samstag, dem 18.04.2020 an der Universität Würzburg stattfindet. Die Anmeldung ist auf der DAV-Homepage auch online möglich.

Es ist mir ein Herzensanliegen, dem bedrängten Fach Griechisch immer wieder eine Stimme im Forum Classicum zu verleihen. Diesmal konnten wir – dank der Vermittlung durch Herrn Kollegen Prof. Andreas Fritsch – dafür einen besonders berufenen Mann gewinnen: S. E. Theodoros Daskarolis, der seit 2015 als Botschafter der Hellenischen Republik in der BRD (Berlin) bestellt ist. Er studierte einst in Thessaloniki außer Jura auch Deutsche Literatur, und so kam es, dass er u. a. Heinrich von Kleist ins Griechische übersetzt hat. In diesem Heft werden nun Auszüge eines anregenden Vortrags geboten, in dem der Botschafter auf die große Bedeutung eingeht, die die griechische Sprache für die europäische Integration hat. Auch Frau Dr. des. Aaltje Hidding bekennt

sich in ihrem Beitrag zu der Ansicht, dass die antiken Sprachen nach wie vor aktuell sind: Denn „das Lernen der klassischen Sprachen ist [...] das Lernen eines Dialektes, den wir – in der ‚westlichen Welt‘ – heute noch immer sprechen.“ Dr. Michael Stierstorfer, Experte in Sachen Antike-Rezeption in der Kinder- und Jugendliteratur, zeigt überraschende Wege auf, wie die bekannte dystopische Fantasy-Trilogie ‚Die Tribute von Panem‘ fruchtbar in eine komparatistisch angelegte Ovid-Lektüre einbezogen werden könnte. Und Christoph Wurm deutet für uns Petrarcas Brief über dessen Aufstieg zum Mont Ventoux, nicht ohne tiefe historische und literarische Einblicke in Petrarcas Welt zu geben. Und es gibt auch etwas zu feiern: Prof. Dr. Werner Suerbaum wurde mit der Pegasus-Nadel ausgezeichnet. Aus diesem Grund erweist der Ehrenvorsitzende des DAV, Prof. Dr. Friedrich Maier, in diesem Heft dem großen Münchener Latinisten mit einer *laudatio* seine Reverenz! Als Schüler von Werner Suerbaum schließe ich mich den Glückwünschen von Herzen an. Ihnen wünsche ich eine anregende Lektüre!

Ihr MARKUS SCHAUER

Theodoros Daskarolis	Die griechische Sprache als Beitrag zur europäischen Integration	238
Aaltje Hidding	Deutsch mit einem Akzent	243
Michael Stierstorfer	Brot und Spiele im futuristischen Nordamerika	247
Christoph Wurm	Bergtour mit Augustinus – Petrarca auf dem Mont Ventoux	252
	Personalien	258
	Zeitschriftenschau	260
	Besprechungen	271
	Impressum	298
	Autorinnen und Autoren des Heftes	299
	Adressen der Landesverbände	300

Aufsätze

Die griechische Sprache als Beitrag zur europäischen Integration

Im Folgenden sind wesentliche Auszüge eines Vortrags abgedruckt, den der Botschafter der Hellenischen Republik, Theodoros Daskarolis, anlässlich des „Internationalen Tages der griechischen Sprache“ in der Landesvertretung Nordrhein-Westfalen in Berlin am 14.02.2019 gehalten hat.

Daskarolis äußert sich zunächst über die Verbreitung des Neugriechischen heutzutage:

„[...] Die griechische Sprache wird trotz ihrer immensen historischen Tiefe und Weite heute in lediglich zwei Staaten als offizielle und als Muttersprache gesprochen: in Griechenland und auf Zypern, insgesamt also von etwa 12 Millionen Menschen. Sie ist ebenfalls die Muttersprache von autochthonen griechischen Bevölkerungsgruppen in Albanien, in der Republik Nordmazedonien und der Türkei. Sie ist eine von 23 offiziellen europäischen Sprachen und wird als Minderheitensprache in Albanien, Armenien, Rumänien, Ungarn, der Ukraine und der Türkei anerkannt. Ein besonderes Interesse weisen die Fälle von GRECANICO in Süditalien und in Marioúpolis in der Ukraine auf, wo die autochthonen griechischen oder griechisch-stämmigen Bevölkerungsgruppen mit einigen Abwandlungen altgriechische Dialekte sprechen.

Wenn man die Griechen der Diaspora dazuzählt, kommt man auf eine Summe von etwa 25 Millionen Menschen, die Griechisch als erste oder zweite Sprache sprechen. Eine relativ geringe Zahl verglichen mit der heutigen

Hegemonie anderer Sprachen. Eine ‚kleine‘ Sprache, in Sprecher-Zahlen, also, jedoch mit einer riesigen Perspektive in die Vergangenheit.“

Herr Daskarolis geht im Folgenden drauf ein, welche Relevanz die Geschichte der griechischen Kultur heute noch für uns als Europäer hat:

„Was hat aus diesen hellenistischen Großstädten des Ostens überdauert? In einigen Fällen, wie dem der Stadt Seleukia, am Ufer des Tigris gelegen und einst eine hellenistische Hochburg, fast nichts, nur ein paar antike Ruinen, in der Wüste verteilt. Doch diese Verwüstung schafft eine rege Faszination und gleichzeitig ein tiefes Gefühl von Freiräumigkeit, wie der griechische Dichter Giorgos Seferis feststellt. Ein Gefühl von Freiheit und einem neuen Nach-Sinnen über menschliches Schicksal und Geschichte, nunmehr, da die Macht der vergangenen großen, griechischen Reiche des Ostens, des alexandrinischen und des byzantinischen, ihren Platz nicht mehr zugunsten einer hegemonialen Vorherrschaft, sondern im Geiste einer tatsächlichen Globalisierung geräumt hat. Während der 35 Jahrhunderte schriftlicher und mindestens 40 Jahrhunderte mündlicher Überlieferung hörte die griechische Sprache nie auf, gesprochen zu werden. Sprache ist das psychische Vermögen eines Volkes und in deren Syntax spiegelt sich seine gesamtpsychische Verfassung wider. Das Griechische hat alle historischen Abenteuer des griechischen Volkes begleitet, seine Stillstände, seine Errungenschaften, seine Nöte, und bildete sein wichtigstes

Werkzeug für Kommunikation und Ausdruck auch in schwierigen Zeiten, wie die der osmanischen Besatzung, als die Verbreitung und Lehre der Sprache häufig verboten waren. In jener Zeit, in der das Griechentum die schwerste Prüfung seiner Geschichte zu überstehen hatte, haben die geknechteten, ungebildeten Griechen daran festgehalten, sich auf Griechisch zu äußern und flüchteten in die Erzählung von Märchen und in die Volksdichtung, die Dichtung anonymen Schöpfer – eine Dichtung, die allerdings die Bewunderung Goethes gewann. [...]

In den letzten 30 Jahrhunderten gibt es nicht eines, in dem keine Dichtung in griechischer Sprache entstand, jene Kunst, die – wie zu Recht geäußert wurde – ihren Anfang in der menschlichen Atmung hat. Dies wiederum erklärt die Tatsache, dass die griechische Sprache von ihrem Anbeginn an starke musikalische Akzente in ihrer Aussprache aufweist, die, wenn auch in der Folge schwächer werdend, sich im wunderbaren Gleichgewicht ihrer Vokale und Konsonanten bis in die Gegenwart gerettet haben.

Selbstverständlich haben in der griechischen Sprache auch Veränderungen und Wandlungen stattgefunden, wie in allem Lebendigen. Natürlich war auch sie Einflüssen ausgesetzt, von anderen Sprachen oft in der Form von Gegenleihen, so wie sie selbst nicht aufgehört hat, andere Sprachen mit ihren Schätzen zu nähren. Sie hat währenddessen jedoch immer ihre ununterbrochene Kontinuität gewahrt. Sie kannte keine orthographischen oder literarischen Brüche oder Lücken in ihrer Entwicklung, zumindest nicht in einem Ausmaß, dass das sogenannte Altgriechisch den Neugriechisch-Sprechenden als Fremdsprache erscheinen ließe. An dieser Stelle ist die Bemerkung interessant, dass die

Sprache der homerischen Epen näher am zeitgenössischen Griechisch ist, als die englische Sprache des 12. Jahrhunderts n. Chr. dem zeitgenössischen Englisch. [...]

Die griechische Sprache befindet sich immer noch in einem Entwicklungsprozess und bildet in einer Weise ein permanentes Work in Progress einer uralten Sprache, die trotzdem immer jung bleibt.

Der Einfluss des Griechischen bei der Entstehung und Formung nicht nur der europäischen Sprachen ist bekannt und weitreichend analysiert. Es wäre vielleicht von Nutzen, ständig bestimmte Begriffe im Gedächtnis zu bewahren, da das Griechische die Fähigkeit hat, Bedeutungen und Begriffe zu schaffen. Das Wort und der Begriff ‚Europa‘ haben historisch und etymologisch eine griechische Herkunft. Gemäß der bekannten griechischen Sage wurde Zeus von einer schönen Prinzessin fasziniert, floh mit ihr nach Kreta und kam dort mit ihr zusammen. Jene reizende Prinzessin hatte ευρείς ὄπας, d. h. weite/breite Augen, weswegen sie Ευρώπη = Europa genannt wurde.

Auch die zeitgenössischen, weit verbreiteten Worte ‚Politiker‘, ‚Demokratie‘, ‚Philosophie‘, ‚Ästhetik‘ und ‚Psychologie‘ – um nur einige zu nennen – stammen in ihrer Gesamtheit aus dem Griechischen. Der Einfluss des Griechischen beschränkte sich nicht nur auf das Gebiet der Politik, der Kunst und der humanistischen Studien. Im Zuge des technologischen Fortschritts wandten sich die Spezialisten wieder dem Griechischen zu, um die neuen Entdeckungen zu beschreiben und zu bezeichnen. Stellvertretend seien hier die Worte ‚Maschine‘, ‚Telefon‘, ‚Zentrum‘, ‚elektronisch‘, ‚Automatismus‘ und ‚Methode‘ genannt. Der Fortschritt der politischen und sozialen Wissenschaften selbst hat zur Einführung neuer Begrifflichkeiten geführt,

wie ‚Autonomie‘, ‚Ökonomie‘, ‚Ökologie‘ und neuerdings, gerade in den letzten 20 Jahren, dem Gebrauch des Begriffes ‚Synergie‘, aus dem gleichen griechischen Wort, um Zustände und Herausforderungen etwa in den internationalen Beziehungen zu bezeichnen. [...]

Der Beitrag der griechischen Sprache in der europäischen und allgemeiner in der Weltkultur kann nicht und darf nicht einfach nur anhand der fast riesigen Anzahl an Wörtern und Begriffen bewertet werden, sondern sollte vor allem anhand seiner Qualität bewertet werden.

Sprachen werden zu toten Sprachen, wenn sie nicht mehr fruchtbar sind. Im Fall der griechischen – und ich glaube auch in einem gewissen Maß der lateinischen – hat sich die Sprache allerdings als ein stetiger Lieferant nützlicher Neologismen erwiesen, während man in ihrer Etymologie selbst den Kern von heute oft vergessenen oder auch abgewandelten Begrifflichkeiten finden kann.

Vielleicht sollte man etwas ernsthafter darüber nachdenken, dass das Wort ‚Enthusiasmus‘ aus dem Wort ἔνθεος stammt, also demjenigen, der Gott in sich trägt. Denn in demselben Maß, in dem die antiken Griechen gerne ihre Götter vermenschlichten, maßten sie sich ihrerseits auch selbst göttliche Eigenschaften an.

Es war die griechische Sprache, in der die Begriffe der Phantasie und des Geheimnisvollen, des Mysteriums, geformt und geäußert wurden, die Begriffe der Sympathie und der Rechtfertigung. Im Griechischen wurden, als verschiedene Äußerungsformen derselben Ausgangssituation jedenfalls, die geistige und die körperliche Liebe, ἀγάπη und ἔρωσ, klärend differenziert. Der Begriff und das Wort Panik stammt von Pan, während die Tapferkeit ἀνδρεία mit der Tugend ἀρετή eins ist und die Schönheit, κάλος, identisch mit der Tugend

αγαθόν. Der ‚Dichter‘ = ποιητής, ist nicht einfach ein Verseschmied, sondern ein ‚Schöpfer‘, er ‚erschafft‘, er ‚schöpft‘: ποιεῖ, also trägt sein Werk zur weiteren Entwicklung der Welt bei und so gesehen hat der Dichter nicht das Privileg, einfach seinen eigenen Elfenbeinturm zu erschaffen, sondern trägt selbst Verantwortung für die Entwicklung der Gesellschaft. Das Wort Ökonomie ist etymologisch aus den Worten οἶκος = Haus und νέμω/νομή die Auf- bzw. Verteilung, also den Gebrauch des Hauses, des gemeinsamen Hauses, entstanden. Im Grunde löst die Etymologie unser Umweltproblem, da – tief im Griechischen – das Dilemma zwischen Ökonomie und Ökologie, zwischen dem erwünschten wirtschaftlichen Fortschritt und dem zwingend notwendigen Schutz der Umwelt, aufgehoben wird. Ökologie und Ökonomie sind im Grunde genommen eins, nicht nur im Wortsinn, und die gerechte Ökonomie beinhaltet in sich das Wesen der Ökologie.“

Nach seinen Ausführungen zu etymologischen Ableitungen gebräuchlicher Fremdwörter wendet sich der griechische Botschafter nun weiteren Aspekten der griechischen Sprache zu:

„Obwohl sie auf ihrer Eigenständigkeit und ihren festen Wurzeln beharrt, bleibt die griechische Sprache weiterhin flexibel, gibt Bedeutungen wieder, schafft aber auch neue. Gleichzeitig bekommt die griechische Sprache durch ihre Vielschichtigkeit und in Kombination mit ihrem Wohlklang, trotz der vielen Jahrhunderte, eine ungebrochen faltenlose Eigenständigkeit. [...]

Die griechische Philosophie, die griechische Sprache, wollte eh nie die Phänomene beherrschen, sie versuchte sie zu erfassen, ihnen nachzuspüren, sie zu beobachten, sie aufzuzeichnen und zu erklären, ohne sie je einzuschränken. Vom Anbeginn des griechischen Denkens wird die Wahrnehmung mit der Auffassung gleich-

gesetzt. Wir Menschen sind nicht die Herrscher des Alls, weil uns dieses, zum Glück, immer übersteigt, größer ist als wir.“

Auch kulturelle Leistungen des Griechischen dürfen nicht vergessen werden:

„Im 1. Jhd. v.Chr. fand ein weltbewegendes, kulturelles Ereignis statt: Die Übersetzung der Siebzig des Alten Testaments ins Griechische (Septuaginta). Die griechische Sprache diente als Übertragungsleitung einer bedeutenden Kultur in die übrige Welt des Mittelmeeres und Europas jener Zeit. [...]

Vom 14. bis zum 17. Jhd. in der Folge der Renaissance und später der Aufklärung intensivieren sich im westeuropäischen Raum die Griechisch-Studien. In einem ersten Stadium war der Beitrag der byzantinischen Gelehrten wesentlich, die nach dem Fall des Kaiserreiches nach Italien geflüchtet waren. Im übrigen Westeuropa wird die Forschung und Lehre griechischen Schrifttums zu der Zeit hauptsächlich von Lateinisch-sprachigen Gelehrten getragen.

In diesem Zeitraum setzt sich die eigenwillige, vom Original abweichende Aussprache des antiken Griechisch in der westlichen Welt durch, die Erasmus von Rotterdam zugewiesen wird. An dieser Stelle sollen weder die Gründe noch die Absichten untersucht werden, doch die Etablierung der sogenannten erasmischen Aussprache als Tatsache an sich, hat die Verbreitung des Altgriechischen von der Entwicklung und der Kontinuität der griechischen Sprache entfernt. Viele im Westen wurden dadurch dazu gedrängt, die altgriechische Welt und die griechische Welt in ihrer Gesamtheit als unabhängig voneinander aufzufassen und zu deuten. Die Konsequenzen der erasmischen Aussprache sind kulturell weitläufig, ich würde sogar behaupten, dass sie politische Verwerfungen verursacht haben, wenn nicht gar Risse, die –

zu einem gewissen Grad – bis heute spürbar sind. Im Bereich der Lehre und Forschung des Altgriechischen fürchte ich, trotz der großen Fortschritte, die im weiteren europäischen Raum getätigt wurden, haben wir wertvollen Boden und Zeit verloren. Und das, in erster Linie, weil die griechische Sprache hinsichtlich ihrer Aussprache und ihrer Ausdrucksweise bereits seit der alexandrinischen Zeit kodiert ist. Ich frage mich sogar, ob nicht die Ursache der sinkenden Nachfrage nach Altgriechisch nicht in der Diskrepanz der abendländischen Lehre bei der Aussprache zwischen Alt- und Neugriechisch zu suchen ist. [...]

Zwischen den großen, weltbewegenden Ereignissen, die eine Hebelwirkung auf das Griechische ausübten, sticht die Übersetzung der Bibel von Martin Luther heraus. [...]

Gewiss kannte die Bibel auch andere Übersetzungen zuvor, aus dem Lateinischen, Luther jedoch, in seiner Bemühung, den christlichen Glauben seinen Deutschen ohne Mittler nahe zu bringen, wandte sich direkt an die Quelle, an das authentische Original der griechischen Aufzeichnung der Evangelien und der übrigen Texte des Neuen Testaments. [...]

Die Ausgabe der Lutherbibel wäre, zugegebenermaßen, ohne Philipp Melancthon nicht möglich gewesen, einen treuen Weggefährten Luthers, der seinen Namen, Philipp Schwartz-erdt, vollkommen hellenisiert hat, von schwarz = μέλας. [...]

Im alten Streit darüber, welche Art Bildung die richtige sei, etwa die naturwissenschaftlich-technische, auf Beruf und Praxis ausgerichtete, oder die humanistisch-sprachlich-historische, hatte Melancthon die Antwort: Die Regionen, in denen er Griechisch in die öffentliche Bildung etabliert hatte, haben eine viel größere wirtschaftliche Entwicklung als andere.“

Des Weiteren kommt der griechischen Sprache durch die mit ihr eng verknüpften Denkweise Bedeutung zu:

„Martin Heidegger wird der Satz zugeschrieben ‚Wer griechisch denkt, denkt global.‘ Zweifelsohne ist Griechisch die Sprache der Globalität. Trotzdem müssen wir zugeben, dass im Laufe der Zeit die humanistischen Studien und mit ihnen die Lehre des Griechischen nachgelassen haben.

Paradoxerweise jedoch hat das Griechische seine Art, uns zu überraschen. Außer einer riesigen Perspektive in die Vergangenheit, verfügt es auch über eine unerschöpfliche Projektion in die Zukunft. Kürzlich wurde entdeckt, dass der Klang des Griechischen einen positiven Einfluss auf Kinder hat, die an Dyslexie leiden, wohl in dem Maße, wie die Rezitation orphischer Hymnen in der Antike therapeutische Eigenschaften hatte. Andere Wissenschaftler in den USA sind davon überzeugt, dass das Griechische die einzige Sprache ist, hauptsächlich wegen ihrer mathematischen Struktur, die die künftigen, technologisch hochgerüsteten Computer als Funktionssprache akzeptieren können, da Vorstellung und Lautbild untereinander dieselbe primäre Beziehung haben. Außer der Sprache der Globalität und vielleicht der Globalisierung wird Griechisch womöglich auch die Sprache kommender Digitalisierung.“

Daskarolis blickt nun in die Zukunft Europas:

„Können wir uns die Zukunft Europas ohne die griechische Sprache, ohne griechische Rede vorstellen? Sicherlich können wir das. Wollen wir jedoch wirklich auf ein Europa verzichten, wie das, in das sich Zeus verliebt hat? Ein Europa, das jenseits von Schönheit und Edelmut über die weite Optik der großen Augen verfügt, so dass es selbst, sowohl global als auch weit

schauend, Horizonte öffnen und gleichzeitig die Bewunderung Dritter erringen kann?

In den letzten Jahren wird fortwährend, eindimensional und fast manisch, über die Notwendigkeit der Erhöhung der Konkurrenzfähigkeit der europäischen Wirtschaft gesprochen und derweil vergessen wir, dass viele Menschen, ja ganze Völker auf der Welt nach Europa schauen, nicht nur weil sie seine Produkte kaufen wollen, sondern weil sie in Europa ein Vorbild an integrierter Geschichtserfahrung sehen, an Frieden, harmonischer multilateraler Kooperation und demokratischer Entwicklung. Wollen wir sie wirklich Lügen strafen? Wollen wir ohne Gedächtnis funktionieren? Aus unserem Wortschatz den griechischen Begriff für Wahrheit ἀλήθεια streichen? Diesen Begriff, der durch das verneinende ‚α‘ am Anfang das Vergessen, die λήθη verneint und bekämpft? Können wir tatsächlich der Wiederbelebung der Geißel ‚fake news‘, der falschen Nachrichten, ohne Dialog die Stirn bieten? Wie effektiv ist es politisch, voreilig und ungezwungen unseren Gegnern populistische Verhaltensweisen vorzuwerfen und dabei einen Begriff zu benutzen, der gefährlich den Populus, das Volk an der Basis der Demokratie, die wir verteidigen wollen, beleidigt? Wäre es nicht besser, um entsprechenden Phänomenen von Gleichmacherei und der Drohung einer anonymen Pöbelherrschaft zu begegnen, das Wort Demagogie vorzuziehen, das wir alle von der Herkunft und dem Gebrauch her kennen und doch so leicht vergessen? Ein Wort, übrigens, das Helmut Schmidt oft benutzte, dieser tief gebildete und weit blickende europäische Politiker, der bereits in den Jahren, als er an der Ostfront diente, Marc Aurel las und noch im hohen Alter über Sokrates nachdachte.

Wollen wir wirklich ohne Ideen, ohne Ästhetik, ohne Philosophie, ohne Politik leben?

Wollen wir den Zusammenschluss von Ökologie und Ökonomie ablehnen? Europa überwindet in den letzten Jahren eine Krise, um gleich auf die nächste zu treffen. Das griechische Wort ‚Krise‘ ist zweideutig, da es gleichzeitig auch das Urteilen, die kritische Beurteilung der Dinge, beinhaltet. Wollen wir wirklich auf das Privileg dieser Zweideutigkeit verzichten und Krisen nicht auch als Chance einer kritischen Analyse der Bedingungen betrachten, um die Wiederholung derselben Fehler zu vermeiden? Gibt es, letztendlich, ein Bewusstsein darüber, dass Europa, dieses Europa, das die Griechen in der Antike von Anfang an als Heimat bestimmt haben, eine Vielfalt nationaler Existenzen ist, in der jedes Glied auf seine Weise zum gemeinsamen Schicksal beiträgt und wo durch das Verschwinden oder die Behinderung eines der Glieder *n i c h t* die Möglichkeit des Ersatzes durch die Anderen resultiert? Sicherlich liegt es

in unserer Hand, unser Schicksal zu bestimmen. Das Verfolgen einer griechischen Tragödie, jedoch, könnte helfen, mit ziemlicher Akribie die Konsequenzen unserer Entscheidungen zu erkennen.

In diesem Dilemma, glaube ich, persönlich eine Antwort gefunden zu haben, und zwar im antiken Spruch eingeritzt: γνῶθι σ' αὐτόν = „Erkenne Dich selbst“.

Lassen Sie uns also Selbsterkenntnis gewinnen und Vertrauen darin, unsere Errungenschaften und unsere Fehler zu erkennen, uns zu entwickeln und zu korrigieren. Und lassen Sie diesen kleinen, wohlklingenden griechischen Satz mit fünf Konsonanten und vier Vokalen einen Neubeginn sein.“

THEODOROS DASKAROLIS
gekürzt und eingeleitet von

ELLEN WERNER UND SARAH WEICHLIN

Deutsch mit einem Akzent

Was das Lernen von antiken Sprachen uns über die moderne Zeit beibringen kann

Während ich durch das Stadtzentrum von München spaziere, kann ich ein buntes Summen von Sprachen hören. Die offizielle Sprache ist, natürlich, Deutsch. Touristen, Studenten und Expats fügen jedoch ihr Englisch, Französisch, Polnisch, Russisch, Türkisch und Arabisch hinzu. Dann gibt es viele, die mit einem mehr oder weniger starken bayerischen, schweizerischen, österreichischen oder – in meinem Fall – niederländischen – Akzent sprechen.

Wenn man eine Fremdsprache lernt, sei es Französisch oder Italienisch, lernt man nicht nur ein neues Vokabular, eine neue Gramma-

tik und eine andere Syntaxis kennen, sondern erfährt auch, wie Menschen aus anderen Ländern und Regionen die Welt sehen und wie schwer es ist, ihre Wörter in die eigene Sprache zu übersetzen. Was, zum Beispiel, bedeutet genau das japanische „Yügen“, das dänische „Hygge“, das englische „Serendipity?“ Oder, aus der anderen Perspektive betrachtet, „Wanderlust“, „Fernweh“ oder „Kuddelmuddel?“

Das Lernen der klassischen Sprachen ist jedoch das Lernen eines Dialektes, den wir – in der „westlichen Welt“ – heute immer noch sprechen. Vor zweitausend Jahren waren Alt-

griechisch und Latein Weltsprachen. Latein entstand in der italienischen Region Latiums um Rom, und als die imperiale Macht dieser Stadt wuchs, wurde es die *Lingua Franca* des westlichen Römischen Reiches. Im Osten wurde allgemein das Altgriechisch als *Lingua Franca* verwendet.

Die klassischen Sprachen sind heute sicherlich nicht „tot“. Wir sprechen alle Latein, wenn wir *Nivea* (= schneeweiß) oder *Labello* (= schöne Lippen) benutzen, uns Bayern-München *versus* Liverpool anschauen, ein *Magnum* (= groß) essen, bei *Coop* (= Zusammenarbeit) einkaufen gehen oder im *Volvo* (= ich rolle) fahren. Trotzdem bin ich froh, dass ich nicht lernen muss, wie man auf Latein eine Pizza bestellt oder auf Griechisch nach der Wegbeschreibung zur Akropolis fragt. Unsere moderne Weltsprache, das Englisch, verzichtet freundlicherweise weitgehend auf das Konjugieren und Deklinieren.

Die römischen Weltbürger mussten lernen, dass das Altgriechisch nicht nur über ein Aktiv und ein Passiv, sondern auch über ein drittes *Genus verbi*, das Medium, verfügt. Das Medium kann anzeigen, dass das Subjekt den Sachverhalt auf sich selbst anwendet. Zum Beispiel, „ich wasche mich“, „ich gründe eine Stadt“ (in meinem Interesse), „ich betätige mich als Bürger“ (bin intensiv dabei).

Sie mussten lernen, dass das Altgriechisch nicht nur einen Indikativ und einen Konjunktiv kennt, sondern für Wünsche und Möglichkeiten einen dritten Modus benutzt, den Optativ.

Die alten Griechen sprachen nicht nur von Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft, aber hatten noch drei weitere Tempora. Das Präsens drückt dauerhafte Zustände aus, der Aorist abgeschlossene Vorgänge und das Präfekt Resultate.

Und dann gab es noch eine Sammlung kurzer, unveränderlicher Wörter, die jeder Aussage ein spezifisches Gewicht verleihen

können. Wörter wie „ziemlich“, „besonders“, „aber“, „bloß“ oder „wohl“ können eine gesprochene Sprache lebendiger machen, und einen Satz positiv oder negativ bewerten. Wenn die Gefährten des Odysseus ihrem Herrn melden, was sie auf der Insel der Kirke entdeckt haben, verzichten sie vor Schreck auf den erläuternden und verbindenden Partikel.

Die alten Griechen nannten alle diejenigen, die unverständlich griechisch sprachen ‚Barbaren‘ (= bar-bar-Sager). Aber ich kann einen ausländischen Akzent nur, um es in den Wörtern der amerikanischen Professorin und Autorin Amy Chua auszudrücken, als ein Zeichen für Mut sehen. Auch heutzutage kann das Lernen von Fremdsprachen uns viel über die Sprache und wie Sprache funktioniert erzählen. Nicht nur das Fachprofil Klassische Sprachen listet die Vorteile auf, weil natürlich das Lernen jeder Fremdsprache – ob es jetzt Spanisch, Russisch, Chinesisch oder Arabisch sei – Sensibilität für Sprache, ein Gefühl für Ästhetik, ein Wertschätzen der Literatur und ein Bewusstsein ihrer Fortwirken mit sich mitbringen. Politisches Grundlagenwissen kann man auch bekommen, indem man die politische Kultur im Mittleren Osten oder Afrika bespricht. Und philosophische Fragestellungen kann man auch anhand von japanischen oder sanskritischen Texten besprechen.

Lerne deswegen Französisch, wenn du Französisch lernen magst, und fange nicht mit einer anderen Sprache an. Doch es gibt wirklich nur einen guten Grund, Altgriechisch und Latein zu lernen, und das ist, dass die klassischen Sprachen nach wie vor ein wesentlicher Dialekt unserer modernen „westlichen“ Gesellschaft sind.

Die klassischen Autoren erzählen nicht nur Geschichten aus oder über eine lange Vergangenheit. Wenn wir über die athenische

Demokratie oder das Streben nach Glück durch Aristoteles sprechen, reden wir genauso viel über die alten Griechen wie über die moderne Welt. „Die antiken Klassiker sind eingegangen in die Art und Weise, wie wir über uns und unsere eigene Geschichte denken,“ sagt Cambridge-Professorin Mary Beard. Wenn wir zum Beispiel an Caesar denken, ist die Figur aus den Asterix-Comics genauso in unseren Köpfen wie antike Abbildungen – gefälscht oder nicht. Von Szenen aus der Aeneis an den Wänden bayrischen Schlösser bis zum Erfolg von Filmen wie Gladiator, Troja oder Ben Hur – das Erlernen von Latein und Griechisch ist das Lernen einer Kultursprache, die wir heute noch sprechen.

Stephen Hawking fing seine „kurze Geschichte der Zeit“ mit den Betrachtungen über den Kosmos und die Erde der griechischen Naturphilosophen an. Sportschuhmarken nennen ihre Schuhe nach der griechischen Siegesgöttin „Nike“ oder leiteten ihre Namen vom lateinischen Spruch „Anima Sana in Corpore Sano“ (eine gesunde Seele in einem gesunden Körper) ab. Und Politiker verwenden Ciceros berühmte erste Zeile – *Quo usque tandem abutere, Catilina, patientia nostra?* „Wie lange noch,

Catilina, wirst du unsere Geduld missbrauchen“ – immer noch in modernen politischen Reden wieder. In den letzten zwei Jahren wurde der Name „Catilina“ zum Beispiel durch die Namen von Kanzlerin Angela Merkel, Präsident Donald Trump und vom ehemaligen britischen Außenminister Boris Johnson ersetzt.

Aber nicht nur wir sind im Dialog mit der klassischen Welt. Vom Mittelalter bis zur Renaissance und darüber hinaus, sind die Einwohner des ehemaligen Römischen Reiches im Dialog mit der Antike gewesen. In Großbritannien ließ sich Shakespeare von Ovid, Plutarch, Livius und Sappho inspirieren. In Italien war Dante von Cicero, Ovid und besonders Vergil beeinflusst. In Spanien war Picasso von der klassischen griechischen und römischen Kunst und Mythologie beeindruckt. Aber auch in den Vereinigten Staaten war die klassische Welt eine Inspirationsquelle für die Gründerväter.

Das Studium der Antike ermöglicht es zu verstehen, was im Zeitraum zwischen der Antike und uns geschehen ist, und bietet Möglichkeiten, um Diskussionen und Gespräche über die Vergangenheit und die Gegenwart zu schaffen. Wie verstehen wir nach der #MeToo-De-



Odysseus-Verlag
CH-5023 Biberstein
www.odysseus-verlag.ch

Bonbons (sugarless)
mit 15 latein. Sprichwörtern
(Übersetzungen auf Rückseite)

500 Stück € 50 portofrei
Versand in Deutschland,
deutsches Konto

batte die Wut von Medea? Was halten wir in Zeiten von Brexit und Trump von Sokrates' Meinung, dass die athenische Demokratie ein träges Pferd war, welches zur größeren Aufmerksamkeit gestochen werden musste?

Allerdings bietet die klassische Welt keine Garantie für eine humanitäre Weltorientierung und Verantwortung. Alles – von der Antike bis zum *World Wide Web* – kann gut benutzt oder missbraucht werden. Wir sind selbst verantwortlich für das, was wir aus den Möglichkeiten machen, die uns angeboten werden. J. K. Rowling hat es passend ausgedrückt. Als einige ihrer Twitter-Anhänger drohten, Harry-Potter-Bücher zu verbrennen, nachdem sich die Autorin gegen die Einwanderungspolitik der US-Regierung und des Präsidenten Donald Trump ausgesprochen hatte, seufzte sie: „Es stimmt wohl, was die Leute sagen: Du kannst ein Mädchen dazu bringen, Bücher über den Aufstieg und Fall eines Autokraten zu lesen, aber du kannst sie nicht dazu bringen, nachzudenken.“

Sowohl Mussolini als auch Hitler, und aktueller auch die Identitäre Bewegung – eigneten sich die klassische Antike für ihre politischen Zwecke an. Neulich musste sich Mary Beard gegen einen Strom aggressiver Beleidigungen wehren, nachdem sie bestätigt hatte, dass eine römisch-britische Familie mit einem schwarzen Vater sehr gut möglich gewesen ist: der aus Lydien stammende Kaiser Septimius Severus könnte schwarz gewesen sein und der Statthalter des römischen Britannien, Quintus Lollius Urbicus, der aus dem heutigen Algerien stammte, hatte vielleicht auch eine dunkle Hautfarbe.

Das Römische Reich umfasste ein weites und vielfältiges Gebiet und erstreckte sich in seiner Höhe von Britannien und bis zum Nil. Während man durch die Straßen und Märkte Roms schlenderte, hörte man gallische, hispa-

nische, venezianische, etruskische, hebräische, aramäische, punische, libysche sowie germanische Sprachen. Nicht anders als in unseren modernen Städten, sprach mancher Migrant Latein oder Griechisch mit einem Akzent.

Die alten Griechen und Römer gehen nicht immer mit gutem Beispiel voran. Die klassische Welt ist für uns, wie Udo Hölscher es so treffend sagte, „das nächste Fremde“, indem es zum Beispiel die Wege zur Demokratie eingeschlagen hat, aber die attische „Herrschaft des Volkes“ in starkem Kontrast zur unseren heutigen Demokratie steht. Wir schrecken entsetzt zurück vor der Sklaverei, Kinderbräuten und neugeborenen Babys, die auf Müllhalden weggeworfen wurden. Gleichzeitig bestaunen wir das fließende Wasser, das die römischen Aquädukte in die Städte brachten, bewundern die antiken Tempel und Theater und genießen die Komödien und Tragödien, die in ihnen gespielt werden. Wir lesen immer noch Vergil und Homer, wenden Ciceros rhetorischen Stil an und wählen einen Medusenkopf als Markensymbol.

Die klassische Welt bietet eine Fundgrube an sprachlichem und kulturellem Reichtum, den wir heute immer noch verwenden. Gerade deswegen kann das Lernen von antiken Sprachen und Kulturen uns viel über die moderne Zeit beibringen, denn heute sprechen wir immer noch mit einem klassischen Akzent.

Weiter lesen:

Hölscher, U. (1994): *Das nächste Fremde. Von Texten der griechischen Frühzeit und ihrem Reflex in der Moderne*, München.

Beard, M. (2017): *Kleopatras Nase. Neue Begegnungen mit der Alten Geschichte*, Frankfurt. [Übersetzung: *Confronting the Classics. Traditions, Adventures and Innovations*, London, 2013.]

AALTJE HIDDING

Brot und Spiele im futuristischen Nordamerika – ‚Die Tribute von Panem‘ als Motivator für den Lateinunterricht

1. Populärkultur als Brücke zur Hochkultur

Vielen Lateinschülern ist aus ihrer Freizeit-
 lektüre oder aus Kinobesuchen die weltweit
 sehr erfolgreiche und millionenfach verkaufte
 Trilogie ‚Die Tribute von Panem‘ ein Begriff.
 Diese populäre Publikation lässt sich auch
 für den Lateinunterricht im Zuge der Meta-
 morphosen-Sequenz nutzbar machen.¹ So
 kann als Einstieg in den häufig thematisierten
 Theseus-Minotaurus-Mythos die Grundkon-
 stellation aus den ‚Tributen‘ dienen, die viele
 Ähnlichkeiten mit Ovids Version aufweist.
 Dadurch dient das Rezeptionsdokument, das i.
 d. R. näher an der Lebenswelt der Schülerinnen
 und Schüler ist, als Brücke zum antiken Ori-
 ginal. Darin geht es um die 16-jährige Katniss
 Everdeen, die in dem fiktiven Land Panem
 lebt. Dieses lehnt sich bzgl. des Namens offen-
 sichtlich an das römische Sprichwort *panem et
 circenses* an. Denn Katniss lebt in Distrikt 12,
 der zusammen mit 11 anderen Distrikten von
 dem oligarchisch anmutenden Kapitol, einem
 exklusiven Bereich, in dem ein despotisch-de-
 kadenter Geldadel herrscht – auch hier eine
 offensichtliche Allusion an Roms wichtigsten
 Hügel – unterdrückt wird.

2. ‚Die Tribute von Panem‘

als postmoderner Theseus-Mythos

In die ‚Tribute‘ fließt der Theseus-Mythos auf
 zwei Ebenen ein. Die erste Ebene betrifft das
 Setting der labyrinthartigen Kampfarena, die
 zweite Ebene das Motiv der Auslosung von
 Tributern, um sie einem tyrannischen System zu
 opfern. Zunächst soll auf das gerade erwähnte
 Motiv näher eingegangen werden: Die promi-

nenteste Stelle aus der römischen Literatur, in
 der eine Opferung von Tributern aufgegriffen
 wird, ist Ovids Metamorphosen 8,152-181.
 Darin verarbeitet der Verwandlungsdichter das
 Motiv im Rahmen seiner Theseis, in der er die
 vortrojanische Heldengeneration fokussiert:²
 Nach dem Sieg von Kreta über Athen fordert
 Minos jedes neunte Jahr mehrere Jünglinge und
 Mädchen als Tribute für den Stiermenschen
 Minotaurus, den außerehelichen Sohn seiner
 Frau Pasiphae. Theseus, der sich freiwillig als
 Opfer für den Stiermenschen hat auswählen
 lassen, um dem brutalen Morden ein Ende zu
 bereiten, begibt sich in das Labyrinth. Mithilfe
 des berühmten Fadens der Ariadne verirrt sich
 Theseus im Irrgang nicht und bringt das Unge-
 heuer mit seinen bloßen Fäusten zur Strecke.
 Danach segelt er mit Ariadne zurück nach
 Athen, wobei er die Königstochter auf dem Weg
 auf der Insel Dia/Naxos aussetzt. Die Autorin
 Suzanne Collins gibt als Quelle ihrer Trilogie
 den Theseus-Minotaurus-Mythos an:

„Inspirieren ließ sich Collins unter anderem
 von der griechischen Mythologie, insbesondere
 von der Sage des Minotaurus, die es ihr schon als
 Kind angetan hatte. [...] Die Grausamkeit des
 Königs von Kreta hat bei Collins tiefe Spuren
 hinterlassen und stand Pate beim Entwurf von
 Panem, dem Schauplatz der Hungerspiele.“³

Der Grundkonflikt aus dem Theseus-Mythos
 kann den Schülern entweder anhand des Vorle-
 sens einer Romanszene durch die Lehrkraft (vgl.
 Tribute 1, 23-30) oder anhand des Vorführens
 der Anfangsszene aus dem ersten Teil der Ver-
 filmung (vgl. Tribute 1 Film, 00:08:28-00:12:44)
 näher gebracht werden. Darauf aufbauend kann

nach der Schilderung des Plots von Band 1 ein Vergleich mit Ovids Version angestrebt werden. Dieser soll die existentielle Bedrohung, die von dem Minotaurus ausgeht, durch die Transponierung der Thematik in eine futuristische Moderne noch nachvollziehbarer machen: In Band 1 ‚Die Tribute von Panem. Tödliche Spiele‘ und in den zwei Folgebänden wird der Minotaurus-Mythos wie in der Standardversion von Ovid als Motiv für eine Tyrannei funktionalisiert. Im Gegensatz zu Ovid taucht hier jedoch kein Stiermensch auf der Textoberfläche auf, sondern andere noch schrecklichere Hybridwesen, wie sich im Laufe des Plots herausstellt. Anlässlich der im fiktiven nordamerikanischen Land Panem veranstalteten Hungerspiele, im Rahmen derer nach Vorbild des antiken Mythos zwölf junge Männer und Frauen als Tribute in eine schreckliche Kampfarena geschickt werden, fällt das Los auf die kleine Schwester von Katniss, welche den Namen Primrose – kurz Prim – trägt. Als Katniss Prims Namen hört, meldet sie sich wie Theseus freiwillig als Tribut, weil sie ihre jüngere Schwester schützen möchte. Somit wird sie nach einer längeren Trainingsphase mit den anderen Tributen in eine verschlungene, labyrinthartige Arena gebracht, in der Kämpfe auf Leben und Tod stattfinden. In diesem Zusammenhang ist die Erkenntnis von Mills aufschlussreich, welche die hier vorliegende These stützt, dass die Arena eine Variation des Labyrinths aus dem Theseus-Mythos ist, weil u. a. die Wolfskreaturen an den Minotaurus erinnern.⁴

Insgesamt lässt sich konstatieren, dass die mythologisch motivierte Variation des Labyrinths aus dem Roman von Collins auf der Textoberfläche nur ein Merkmal aus der Standardversion, nämlich das des unterirdisch verzweigten Irrgangs, aufweist. Denn

die Kampfarena ist im Untergrund wie ein verwinkeltes Labyrinth organisiert. Analog zur mythologischen Vorlage wird als Höhepunkt der Kampf zwischen Mensch und Mischwesen inszeniert. Während Theseus nur einen doppelgestaltigen Stier besiegen muss, bekommen es Katniss, ihr Mitstreiter Peeta (der männliche Tribut ihres Distrikts) und die übrigen Tribute mit einer ganzen Horde an humanoiden Wölfen zu tun. Das Labyrinth des Minotaurus ist daher in dieser Adaption als despotischer Ort der Machtausübung einer dekadenten Oberschicht funktionalisiert. Die durch die neueste Technik des Kapitols evozierten Fallen und Überwachungsmechanismen, die sich in der Arena befinden, stehen bei Collins für die Unterdrückung von demokratisch gesinnten Menschen durch einen totalitären Staat, an dessen Spitze ein Tyrann steht und der eine Zwei-Klassen-Gesellschaft etabliert: Während die niederen Bewohner der Distrikte ausgebeutet werden, können wenige höhergestellte Ausgewählte unermesslichen Reichtum genießen. Das Labyrinth des Minotaurus wird in diesem Rezeptionsdokument lediglich in ein modernes Gewand gehüllt und aufgrund der zahlreichen Fallen noch perfider ausgestaltet als das Setting in der Standardversion.

Am Ende siegt Katniss, nachdem sie zusammen mit ihrem Gefährten Peeta computer-generierte Mischwesen aus Wolf und Mensch besiegt hat, die als monströse Reinkarnationen der bereits gefallenen Tribute inszeniert werden. Obwohl im ersten Band keine expliziten Hinweise auf den Theseus-Minotaurus-Mythos enthalten sind, finden auf implizite Weise mehrere Merkmale Eingang: So begegnet Katniss zwar nicht dem Minotaurus, jedoch den gerade erwähnten Hybridwesen aus Wolf und Mensch, die mithilfe von futuristischer

Technik generiert wurden. In den ‚Tributen‘ hat Athen keinen Krieg gegen Kreta verloren, sondern die Distrikte unterliegen im Rahmen eines Aufstands dem Kapitol. Darüber hinaus werden nicht jedes neunte Jahr sieben Jünglinge und sieben Jungfrauen als Tribute eingefordert, sondern jedes Jahr zwölf Mädchen und zwölf Jungen, die das zwölfte Lebensjahr erreicht haben oder älter sind. Durch diese höhere Frequenz der Opferspiele und durch die höhere Zahl an Tributern wird der Leidenszustand der Distrikte gegenüber dem von Athen aus der Standardversion noch verschärft. Als freiwilliges Tribut meldet sich im Rezeptionsdokument nicht Theseus, sondern Katniss, die den Platz ihrer jüngeren Schwester einnimmt, um Prim vor dem drohenden Tod zu bewahren.

Somit wird Katniss in der Tradition des Theseus als messianische Figur inszeniert, die der Schreckensherrschaft eines tyrannischen Staates ein Ende bereiten will, um die Menschen von ihrem Leid zu befreien. Während Theseus dies durch den Sieg über den Minotaurus erreicht, genügt es bei Katniss nicht, die Spiele einmal zu gewinnen und deren Regeln mit List außer Kraft zu setzen (eigentlich kann nur ein Tribut gewinnen, sodass diese nicht nur gegen Mischwesen und ‚Naturkatastrophen‘, sondern auch gegeneinander kämpfen müssen). Vielmehr muss sie im Rahmen der Trilogie zweimal in das Labyrinth der Hungerspiele steigen. So schafft sie es mithilfe ihrer Klugheit in Band 2 ‚Gefährliche Liebe‘ die Arena technisch außer Kraft zu setzen und in Band 3 ‚Flammender Zorn‘ als Galionsfigur einer riesigen Bewegung von Aufständischen, das drakonische Regiment des Kapitols unter Führung von Präsident Coriolanus Snow zu beenden und sogar zu verhindern, dass ein neues tyrannisches Regiment unter Präsidentin Alma Coin entsteht. Das Labyrinth

des Minotaurus wird in diesem Rezeptionsdokument lediglich in ein (post-)modernes Gewand gehüllt und aufgrund der zahlreichen Fallen noch perfider ausgestaltet als das Setting in der Standardversion. In Band 2 ‚Gefährliche Liebe‘ kommt das Labyrinth sogar in Form einer riesigen Uhr vor. Zu jeder vollen Stunde werden dabei in einem anderen Bereich des Labyrinths Gefahren für die Kämpfer evoziert. In Band 3 ‚Flammender Zorn‘ erscheint das Labyrinth nur noch implizit in Form eines von Präsident Snow initiierten Fallenparcours rund um das Kapitol, in dem Katniss und die Rebellen ihren sicheren Tod im Rahmen ihrer Rebellion finden sollen. Die Sage dient also als Metanarrativ der Trilogie, obwohl sie an der Textoberfläche nur schwach markiert ist, da sie das Labyrinth in eine Arena und den Minotaurus in andere Hybridwesen abwandelt. Die Romanserie bildet also insgesamt eine „Schnittstelle zwischen Fantasy und Science Fiction“.⁵

3. ‚Die Tribute von Panem‘

als postmoderne Gladiatorenspiele

Als nächstes soll den Schülerinnen und Schülern klar werden, dass in Collins’ Roman viele Anleihen an römische Gladiatorenspiele genommen werden. Dazu sollen Schüler mithilfe des Internets⁶ vergleichend herausarbeiten, dass die Teilnehmer an den Spielen in den ‚Tributen von Panem‘ wie römische Gladiatoren auf Leben und Tod gegeneinander in einer Arena mit archaischen Waffen, wie z. B. Pfeil und Bogen oder einem Dreizack, antreten. Zudem kämpfen die Tribute – wie ihre römischen Vorbilder das als eine Spielart taten – gegen wilde Tiere. Den Tributern wird ähnlich wie römischen Gladiatoren eine breite Aufmerksamkeit zuteil, die jedoch in Collins’ Roman in einen modernen Voyeurismus durch digitale Überwachungs-

technik mündet. Beide Teilnehmergruppen an den Spielen genießen auch eine popstar-ähnliche Verehrung. Der Unterschied besteht im Wesentlichen darin, dass die Arena der ‚Tribute von Panem‘ weitere Fallen enthält, die mithilfe modernster Technik zum Einsatz gebracht werden, und dass der Kampf der Tribute im Gegensatz zu den Gladiatoren, die zumeist in Paaren kämpften, eher ungeordnet stattfindet, obwohl die Spiele dennoch strengen Regeln unterliegen. Insgesamt stellen also die ‚Tribute von Panem‘ eine verschärfte und modernisierte Variante von Gladiatorenkämpfen dar, da im Gegensatz zu den in der Regel erwachsenen Gladiatoren der Antike Kinder und Jugendliche mit dem primären Ziel des Tötens gegeneinander antreten. Außerdem werden diese Heranwachsenden durch ein Los dazu gezwungen, wohingegen römische Gladiatoren nicht selten auch freiwillig gekämpft haben, um z. B. ihre Schulden zu tilgen.⁷

4. ‚Die Tribute von Panem‘ als postmoderne Fabel des Menenius Agrippa

In Bezug auf den besonders perfiden Herrscher über das Kapitol namens Coriolanus Snow, der Katniss und ihrer Familie bzw. Freunden das Leben zur Hölle macht, ist zusätzlich Folgendes zu konstatieren:

Der Name Coriolanus spielt offensichtlich auf das Exemplum bei Livius (vgl. *Ab urbe condita*, 2,33-40) an. Wie Präsident Snow die Bestrebungen nach Selbstbestimmung der niederen Bewohner der Distrikte unterdrückt, so möchte auch der Patrizier Coriolanus die Plebejer schwächen, indem er deren höchsten Vertreter, den Volkstribunen, in Frage stellt.

Zusätzlich schlüpft Snow im Film ‚Die Tribute von Panem. Mocking Jay. Teil 1‘ (Lawrence, 2014) in die Rolle des Patriziers Menenius

Agrippa, der der Plebs die berühmte Fabel der existenziellen Kooperation zwischen dem Magen und seinen Gliedern erzählt und dies auf die *secessio* der Plebejer überträgt (siehe Livius, *Ab urbe condita*, 2,32). Auf eine ähnliche Weise setzt Snow das Kapitol mit den Distrikten in Beziehung, indem er betont, dass das Kapitol das Herz ist und die Distrikte das Blut:

„Es ist ein Frieden, der auf dem Miteinander beruht [...]. Es ist ein Vertrag: Jeder Distrikt versorgt das Kapitol, so wie Blut zum Herzen fließt. Im Gegenzug sorgt das Kapitol für Ordnung und Sicherheit. Die Arbeit zu verweigern heißt vorsätzlich das ganze System zu gefährden. Das Kapitol ist das für alle schlagende Herz von Panem. Und nichts überlebt ohne ein Herz.“ (Mocking Jay. Teil 1, 00:15:26-00:17:18).

Diese Szene eignet sich gut, um die Schülerinnen und Schüler in die Thematik der Ständekämpfe bei Livius einzuführen, da diese Dystopie aus der Populärkultur näher an ihrer Lebenswelt ist.

5. ‚Die Tribute von Panem‘ als postmoderner Sirenen-Mythos

Auch die folgende innovative Transformation des Sirenen-Mythos könnte für Schüler interessant sein: Im Roman ‚Die Tribute von Panem. Gefährliche Liebe‘ tauchen sirenenhafte Vögel als fiese Foltermethode des Kapitols auf: Die gewandte Kriegerin Katniss hört in der Arena der Hungerspiele in einem bewaldeten Teil, der von einem Dschungel umgeben ist, plötzlich das angsterfüllte Geschrei von ihr bekannten Personen, die eigentlich nicht an den Spielen beteiligt sind. Sie denkt im Affekt, dass diese vom Kapitol in die Arena verschleppt wurden und nun in Lebensgefahr schweben. Zunächst identifiziert sie die Stimme ihrer Schwester Prim und versucht verzweifelt diese zu retten. Auf

ihrer Suche bemerkt sie bald, dass Prim's Stimme von einem sogenannten Schnattertölpel kommt. Dies ist ein mutierter schwarzer Vogel mit einer Haube aus Federn auf dem Kopf, der vom Kapitol eigentlich als Spitzel erschaffen wurde, um sich die Worte von Rebellen zu merken und diese dem Kapitol weiterzugeben. Hier wird er jedoch zur Verwirrung der Kämpfer und als Gehirnwäsche zum Brechen des Kampfwillens der Tribute eingesetzt. Katniss vernichtet den Vogel mit einem Pfeil, um den schrecklichen Klagelauten ein Ende zu setzen. Daraufhin beginnen andere Schnattertölpel die Stimmen von Gale, einem Jugendfreund von Katniss, und anderen Freunden der Protagonistin nachzuahmen. Dadurch stürzen sie Katniss in eine hysterische Raserei. Schließlich sammeln sich mehrere Schnattertölpel, aus deren Schnäbeln als Höhepunkt „ein sorgsam abgestimmter Chor des Grauens“ ertönt (Tribute 2, 381). Dabei sinkt sie neben ihrem Begleiter Finnick, der sich die Ohren zuhält, zu Boden und rollt sich wie dieser zusammen. Da sie den Vögeln mithilfe von Waffengewalt keinen merklichen Schaden zufügen kann, blendet sie die Schreie von Prim, Gale, ihrer Mutter und weiteren Bekannten aus und beweist somit mentale Stärke. Auf diese Weise verstummt der Gesang der mutierten Vögel mit der Zeit und Katniss wird von Peeta aus dem Dschungel getragen (vgl. Tribute 2, 375-384). In dieser Adaption, die den Sirenen-Mythos frei variiert, finden zwei Merkmale Eingang: So sind die ‚Sirenen‘ hier keine geflügelten Frauen mit Vogelkörpern, sondern mutierte, schwarze Vogelwesen, die äußerlich an Elstern erinnern und von einem tyrannischen Regime erschaffen wurden. Darüber hinaus betören die sirenenhaften Wesen die Protagonisten nicht mit ihren Liedern und töten diese danach, sondern sie verwirren diese und möchten sie in den Wahn-

sinn treiben, indem sie die Stimmen von gequälten Verwandten und Freunden der Kämpfer nachahmen. Der Sirenen-Mythos findet hier im Gegensatz zu den vorigen Beispielen versteckt und nur rudimentär Eingang, sodass mythenunkundige Rezipienten die intertextuelle Anspielung auf die Sirenen nicht bemerken dürften. Die Sirenen werden insgesamt als animalische Mutationen und Schergen des Kapitols inszeniert. Hier werden sie zu Werkzeugen einer Tyrannei degradiert, um Menschen mit ihren Stimmen zu manipulieren. Zudem muss der Held die Illusionen, die von der bösen Seite mithilfe der Sirenen generiert werden, durchschauen, um die Wahrheit aufzudecken und um nicht den Verstand zu verlieren.⁸

6. Fazit

Summa summarum kann konstatiert werden, dass ‚Die Tribute von Panem‘ nicht nur zur Motivation und Vorabinformation für die Beschäftigung mit mythologischen Stoffen im Lateinunterricht genutzt werden können und im Interesse der Schülerschaft auch sollten, sondern, dass der Roman auch als gewinnbringende Kontrastfolie zum antiken Theseus- oder Sirenen-Mythos genutzt werden kann, um den Heranwachsenden aufzuzeigen, dass moderne Bestseller der Fantasy nicht selten auf mythologischen Motiven basieren. Auch wird ihnen dadurch vor Augen geführt, dass die Gladiatorenspiele noch hochaktuell sind. Diese Aktualität trifft auch auf die römische Fabel des Menenius Agrippa zu. Gerade die Transformation dieser antiken Stoffe in postmoderne Szenarien, die nahe an der Schülerwelt sind, bieten viel Potenzial für einen komparatistischen Ansatz im Lateinunterricht, um die Rezeptionsdokumente als Vehikel für ein tieferes Verständnis der oft für Schüler sperrigen Originaltexte

zu nutzen. Insgesamt dienen den ‚Tributen von Panem‘ also Figuren und Motive aus der griechisch-römischen Mythologie und *Historia* als transformationsoffenes Meta-Narrativ.

Literaturhinweise:

- DeMonico, R. & Barber, H. (2012): *The Hunger Games. Die Tribute von Panem. Das offizielle Buch zum Film*, Deutsch von Petra Knese, Hamburg, S. 9.
- Janka, M. & Stierstorfer M. (2015): Von Arkadien über New York ins Labyrinth des Minotaurus: Mythologische Orte in Ovids Metamorphosen und aktueller Kinder- und Jugendliteratur. *Gymnasium*, Heft 1, S. 1-44.
- Junkelmann, M. (2005): *Gladiatoren. Ein Was ist Was Buch*, Nürnberg.
- Mills, S. (2015): Classical Elements and Mythological Archetypes in *The Hunger Games*. *New Voices In Classical Reception Studies*, Heft 10, S. 56-64.
- Schüller, L. (2014): „Die Tribute von Panem“ – Literatur und Film. *Deutschunterricht*, Heft 4, S. 17-23.

Stierstorfer, M. (2017): *Antike Mythologie in der Kinder- und Jugendliteratur der Gegenwart. Unsterbliche Götter- und Heldengeschichten?*, Frankfurt a.M., S. 110-124.

Stierstorfer, M. (2017): *Panem et Circenses reloaded. „Die Tribute von Panem“ als Brücke zum römischen Mythos und zur Historie. Der Alt-sprachliche Unterricht 1*, S. 6-10.

Anmerkungen:

- 1) Ein konkretes Unterrichtskonzept dazu mit Kopiervorlagen als Materialien findet sich bei Stierstorfer 2017.
- 2) vgl. Janka und Stierstorfer 2015.
- 3) DeMonico 2012, S. 9.
- 4) Vgl. Mills 2015, S. 56f.
- 5) Schüller 2014, S. 17.
- 6) <http://www.wasistwas.de/details-geschichte/mit-was--kaempften-gladiatoren.html> (12.04.19)
- 7) Vgl. Junkelmann 2005, S. 8-33.
- 8) Vgl. dazu ausführlich: Stierstorfer 2016, S. 110-124.

MICHAEL STIERSTORFER

Bergtour mit Augustinus – Petrarca auf dem Mont Ventoux

Der Mont Ventoux, der ‚Windberg‘, ein vulkanischer Kegel nordöstlich von Avignon, ist mit über 1900 Metern ein Prunkstück der Provence, bei Bergsteigern und *Tour de France*-Liebhabern gleichermaßen legendär. Man nennt ihnen einen Giganten, den *Géant de Provence*, und er ist Ziel von Motorrad- und Auto-Touristen, kein Olymp, kein Parnass also. Was macht den Mons Ventosus dann zu einem Thema für Lateiner?

Das soll im folgenden dargestellt werden, im Lichte einiger neuerer italienischer Arbeiten zu Petrarca¹ (1304-1374), denn mit seinem Namen, dem des größten italienischen Lyrikers, ist der Berg verbunden. Sein Vater Petracco

(=Pietro, von dem Dichter zu Petrarca latinisiert) di Parenzo, ein Notar aus Florenz, wurde wie Dante von dort verbannt und lebte seit 1312 in Avignon am päpstlichen Hof, während der junge Petrarca seine erste Ausbildung im benachbarten Carpentras erhielt.

Er studierte in Montpellier und in Bologna die Rechte und empfing in Avignon die niederen Weihen. 1325 trat er in die Dienste des Kardinals Giovanni Colonna. 1336-37 besuchte Petrarca Italien. Zurück in Frankreich, lebte er bis 1341 bei Avignon, später größtenteils in seiner Heimat Italien. In seine Zeit in Avignon fällt eins der großen Ereignisse seines Lebens: 1327 sah er dort zum ersten Mal die Geliebte,

die er in seinen Sonetten unter dem Namen Laura feierte und sich so Weltruhm erwarb.

Petrarca war kein Stubengelehrter, sondern ein großer Reisender. Er besuchte Frankreich, Belgien und Deutschland und verschiedene Städte Italiens. Reisen war „*uno dei tratti più significativi della sua personalità*“, „*non per sola necessità ma per scelta*“² („einer der bezeichnendsten Züge seiner Persönlichkeit“, „nicht aus bloßer Notwendigkeit, sondern aus eigener Wahl“).

In einem Brief an seinen Landsmann, väterlichen Freund und Beichtvater, den Augustiner und Exegetikprofessor Francesco Dionigi di Borgo San Sepolcro, beschreibt Petrarca, wie er den Mont Ventoux bestieg. Er tut das in der Sprache der Gebildeten Europas, auf Latein.

„[P]er Petrarca latino e volgare non erano due lingue diverse, como sono per noi: erano due diverse possibilità espressive interne a un unico eloquium (=lingua), a cui lui attribuiva all'occorrenza le specificazioni di latinum (=latino) e volgare (=volgare)“.³

„Für Petrarca waren Latein und Volkssprache nicht zwei unterschiedliche Sprachen, wie für uns, sondern zwei verschiedene Ausdrucksmöglichkeiten innerhalb eines einzigen *eloquium* (=Sprache), dem er jeweils die genaueren Bezeichnungen *latinum* (=Latein) und *vulgare* (=Volkssprache) zuordnete.“

In demselben Sinne rühmt in Dantes Göttlicher Komödie der Mantuaner Troubadour Sordello (13. Jh.) seinen Landsmann Vergil, durch diesen sei offenbar, was „*la nostra lingua*“ vermöge.⁴

Am 24. April 1336, so berichtet Petrarca, bricht er mit seinem jüngeren Bruder Gherardo von Avignon auf. Gegen Abend erreichen sie das am Fuß des Ventoux gelegene Malaucène, nachdem sie fast fünfzig Kilometer zurückge-

legt und Carpentras, ihren früheren Wohnsitz durchquert haben. Einen Tag ruhen sie aus und am 26. April, vor Sonnenaufgang, beginnen sie zusammen mit zwei Dienern den Aufstieg. Petrarca hatte schon lange vorgehabt, den Berg zu besteigen. Den entscheidenden Anstoß für das Unternehmen gab ihm die Lektüre einer Stelle bei Livius (40,21,2-4), die schildert, wie König Philipp V. von Makedonien einen Gipfel des Haemus, also des Balkans, bestieg.

Philipp habe, so las Petrarca, *verticem Haemi montis* in Thessalien – welcher genau gemeint ist, ist unklar – bestiegen, weil er von dort aus sowohl Schwarzes Meer als auch Adria sehen wollte (Livius nennt noch Donau und Alpen), und um seine Strategie im Kampf gegen die Römer zu bedenken.

Petrarca dagegen trieb kein Nutzdenken, sondern, wie er im ersten Satz des Briefs mitteilt, allein der *impetus* (2), den Ventoux, diesen außergewöhnlich hohen Ort, zu sehen. „*Sola videndi insignem loci altitudinem cupiditate ductus*“ (1) habe er den Ventoux erstiegen.

Wenn schon einem greisen Herrscher dieser Wagemut nicht zum Vorwurf gemacht werde, rechtfertigt er sich, so sei ein solches Unterfangen eines nicht politisch tätigen jungen Mannes wohl entschuldbar (3).

An den Hängen des Berges treffen sie einen uralten Hirten, der sie vor dem Aufstieg warnt. Er selbst sei oben gewesen und nur mit Mühe zurückgekehrt, von Felsen und Dornen geschunden. Seine Warnung bewirkt bei den abenteuerlichen jungen Männern das genaue Gegenteil: Jetzt erst recht!

Während der Bruder zielstrebig zum Gipfel vorstößt, verliert sich Francesco unter dem Spott Gherardos immer wieder auf einem Zickzackkurs und muss mehrere Ruhepausen einlegen. Erst als er die Mühen des Aufstiegs als

Allegorie für das menschliche Leben begriffen habe, sei es ihm gelungen, sich vom Körperlichen zum Unkörperlichen, *a corporeis ad incorporea* (12), emporzuschwingen, und so habe er den Aufstieg beherzt abgeschlossen.

Ein schmaler Pfad führe zur *vita beata* empor, während zunächst irdische Ablenkungen und Genüsse die bequemere Wegwahl zu sein schienen (14). Dieser Gedanke an das Erringen des ewigen Lebens jedoch stärkt ihm Seele und Leib für den Rest des Weges (15). *Multi quoque colles intererminent et de virtute in virtutem preclaris gradibus ambulandum est; in summo finis est omnium et vie terminus ad quem peregrinatio nostra disponitur.* (13).

Auf dem Gipfel angelangt, ist er begeistert vom Ausblick. *Stupenti similis* steht er da, geradezu betäubt von den Böen, den Wolken zu seinen Füßen und dem nie zuvor Gesehenen (17), dem Blick auf die Alpen, zum Greifen nahe, hinter denen er die geliebte Heimat Italien weiß.

Der Blick auf Wolken, auf die Landschaft – Petrarca's Schilderung spiegelt einen überwältigenden Genuss wider, der den Neid des Lesers unserer Tage erregen mag, in denen jede Unmittelbarkeit des Erlebens durch die Bilderflut der Massenmedien und des Internet getrübt ist.

Die Betrachtung des Raumes gleitet hinüber in die Reflexion über seine Lebenszeit (18). Er durchgeht die letzten zehn Jahre, seine Fortschritte und Fehler. Er beschreibt das Ringen darum, sich von seiner Liebe für Laura zu lösen (21). Seit drei Jahren, seit der Bekanntschaft mit Dionigi, habe er in diesem Kampf einen Helfer gefunden; er hoffe, in den nächsten zehn Jahren sich der Tugend anzunähern (*ad virtutem accedere*, 23).

Den in sich Versunkenen wecken die Begleiter aus seinen Gedanken, damit er vor Sonnenuntergang den Ausblick in die andere Richtung

nicht verpasst, nach Westen und Süden, unter seinen Augen. Die Pyrenäen habe er allein der Entfernung wegen nicht ausgemacht, kein Hindernis blockiere die Sicht (25). Die Berge des Lyonnais, die Mittelmeerküste von Marseille bis Aigues-Mortes, das Rhonetal – all das habe, obwohl einige Tagereisen entfernt, *praeclarissime* vor seinen Augen gelegen (25).

Dass Sonnenaufgang und -untergang die besten Zeiten sind, um den Ausblick vom Gipfel zu genießen, steht heute noch in jedem Reiseführer.

Der Wechsel zwischen Innen und Außen, zwischen Welt und Seele, endet damit, dass Petrarca eine Taschenausgabe der *Confessiones* des Augustinus öffnet; Dionigi, der Adressat des Briefes, war es, der sie ihm geschenkt hatte. Eine Stelle aus dem zehnten Buch ist es, auf die Petrarca stößt (27):

Forte autem decimus illius operis liber oblatus est. Frater expectans per os meum ab Augustino aliquid audire, intentis auribus stabat. Deum testor ipsumque qui aderat, quod ubi primum defixi oculos, scriptum erat: ,Et eunt homines admirari alta montium et ingentes fluctus maris et latissimos lapsus fluminum et oceani ambitum et giros siderum, et relinquunt se ipsos.

Trotz der Bitte des Bruders, weiterzulesen, schließt Petrarca das Buch: *iratus michimet quod nunc etiam terrestria mirarer, qui iampridem ab ipsis gentium philosophis discere debuissem nichil preter animum mirabile, cui magno nichil est magnum.*

Er bezieht sich auf Seneca, Epist. Ad Lucil. I,8,5. Ohne ein Wort zu äußern habe er dann, bei Vollmond, den Abstieg vollzogen. In der Tat: In der Literatur zur Stelle liest man, am 27. April 1336 sei tatsächlich Vollmond gewesen.⁵

Er habe die gefundene Stelle auf sich selbst bezogen, in der Überzeugung *quicquid ibi*

legeram, michi et non alteri dictum (29). Nicht anders sei es ja Augustinus und vor ihm dem heiligen Wüstenvater Antonius ergangen. Sie seien jeweils von einer Stelle aus dem Römerbrief (nämlich 13,13f.) und einer aus dem Matthäusevangelium (19,21) getroffen und zur Umkehr aufgerufen worden. Und beide hatten es, so wie Petrarca, bei der gelesenen Stelle bewenden lassen; das ist ja gerade das für das Buchorakel, die *sortes*, Typische.

In einem abgelegenen Teil der Herberge habe er, während die Diener das Abendessen zubereiteten, noch in derselben Nacht den Brief verfasst (35).

Als roter Faden zieht sich die Dialektik Buch – Welt, Lesen und Leben, durch den Brief. Ein Buch, nämlich das Werk des Livius ist es, das Petrarca zum Aufstieg anspornt. Auf dem Gipfel mischen sich reale Beobachtungen und Erinnerungen an seine Livius-Lektüre, an den Bericht über Hannibals Überquerung der Alpen (und zwar 21,37,2). Dann die Lektüre der *Confessiones*-Stelle, mit großer Wirkung aus winzigem Buch, die Assoziation der Seneca-Stelle, das Nachdenken über Augustinus' und Antonius' Leserfahrungen. Es folgt der stumme, von der Reflexion über das Gelesene bestimmte Abstieg. Zerzaust wie der greise Hirte ist Petrarca nicht, aber zerknirscht. Das Ergebnis des Ventoux-Erlebnisses: ein Text, der dem Schenker der *Confessiones* gewidmete Brief.

In der Literatur zu Petrarcas Brief ist schon lange die Frage aufgeworfen und diskutiert worden, wie viel an dem Bericht real und wie viel allegorisch ist.⁶ Mehrere Indizien deuten darauf hin, dass der Brief später als 1336 verfasst wurde.

Erst Jahre später habe Petrarca der Gedanke kommen können, den Bruder als Vorbild darzustellen. Dieser war nach einem wilden Jugendleben und dem Tod der Geliebten 1343

in die Kartause von Montrieux (im Südosten Frankreichs) eingetreten.

Und: Augustinus bekehrte sich kurz vor seinem dreiunddreißigsten Lebensjahr. Da er die Übereinstimmung mit dessen Biographie einhalten wollte, habe Petrarca angegeben, im zweiunddreißigsten Lebensjahr, exakt zehn Jahre, nachdem er das Studio von Bologna verlassen hatte, auf den Ventoux gestiegen zu sein. Außerdem setze der Brief eine geistige Entwicklung voraus, die erst nach 1336 stattgefunden habe. Er sei in Form und Inhalt ein Ergebnis der Reife, nicht der Jugend.

Dass der Brief eine allegorische Dimension besitzt, geht eindeutig aus dem Text hervor, durch die metaphorische Gleichsetzung des *ascensus* mit den Wirren des Lebensweges. Dass der Text später von Petrarca für seine Briefsammlung überarbeitet und angereichert worden ist, liegt nahe. Das heißt aber nicht, dass Petrarca nicht tatsächlich oben war, vielleicht am 26. April 1336.

Petrarca hat nicht nur in diesem Brief seine Beschäftigung mit kartographischen und geographischen Fragen und seine Liebe zur Schönheit der Natur unter Beweis gestellt, ohne dass man ihn deshalb anachronistisch als Alpinisten oder verfrühten Romantiker einordnen sollte. Er genoss die Vielfalt der Landschaftsformen, unternahm nächtliche Spaziergänge beim Mondeschein. Er war ein Mensch, der einen Großteil seines Lebens auf Reisen verbrachte, ja von sich selbst den Vers sagte *incola ceu nusquam, sic sum peregrinus ubique* (Epist. metr. III,19,16). Wiederholt hat er sich mit Odysseus verglichen, „*che incarna per lui non solo il modello dell'eroe temerario per amore del sapore, como quello dell'Inferno dantesco tuttavia privo di condanna, ma anche l'archetipo del pellegrino che vaga apolide e senza meta, animato e spinto senza sosta*

dalla propria irriducibile e inquieta curiositas.“⁷ („der für ihn nicht nur das Modell des waghalsigen Helden aus Liebe zum Wissen verkörpert – wie der Odysseus Dantes im Inferno, aber ohne Verdammung –, sondern auch den Archetypen des Pilgers, der staatenlos und ohne Ziel umherstreift, ohne Ruhepause bewegt und angetrieben von der eigenen unbeugsamen und rastlosen curiositas.“)

Er war es, der immer wieder auf die Schönheit seiner Heimat hinwies. In seinem Brief an Urban V. etwa versucht er diesen zu überzeugen, aus Avignon nach Rom zurückzukehren, und argumentiert in erster Linie mit den Reizen Italiens:

„Tra le argomenti espressi dal Petrarca figurano in primo piano le bellezze dell’Italia, l’amenità delle sue contrade, la dolcezza del clima, lo splendore delle città. L’idea dell’Italia come ‚bel paese‘, già cantata da Dante (*Inferno* XXXIII 80), trova qui un’illustrazione programmatica.“⁸

„Unter den Argumenten, die Petrarca vorbringt, finden sich in erster Linie die Schönheiten Italiens, die Anmut seiner Gegenden, die Milde des Klimas, der Glanz der Städte. Die Idee Italiens als ‚bel paese‘, schon von Dante besungen (*Inferno* XXXIII 80), findet hier eine programmatische Veranschaulichung.“

Seine Relativierung des Gipfelerlebnisses darf nicht als Bruch verstanden werden. Es ist ja kein anderer *i r d i s c h e r* Genuss, vor dem die soeben erlebte Schönheit verblasst, sondern das Höchste: das ewige Leben. Er vollzieht ja auch in seinem Brief die Gipfelaussicht genussvoll nach.

In jüngerer Zeit sind Arbeiten erschienen, die gegen eine isolierte Betrachtungsweise des Ventoux-Briefes plädieren. In einer Arbeit zum Verhältnis Petrarca zu Landschaften, Städten und Architektur kritisiert der Architekturhistoriker Carlo Tosco diese Einschränkung:

„[S]arebbe limitativo circoscrivere a quell’ episodio tutto il pensiero petrarchesco su un argomento così vasto. Purtroppo, però, molti filosofi, geografi e storici dell’arte non sono andati oltre.“⁹ („Es wäre zu stark einschränkend, in jener Episode das ganze Denken Petrarca über ein so großes Thema fassen zu wollen. Leider aber sind viele Philosophen, Geographen und Kunsthistoriker nicht weitergegangen.“)

Tosco leuchtet den größeren Zusammenhang aus, in den sich Petrarca Naturbegeisterung fügt. Am Papsthof in Avignon, der in Verbindung mit Florenz und Siena steht, entwickelt sich im 14. Jahrhundert eine Bewegung, die etwa toskanische Maler wie Simone Martini und Matteo Giovannetti anzieht. „*Il paesaggio era ormai una parte viva del patrimonio culturale, condivisa tra gli artisti dell’immagine e gli artisti della parola*“.¹⁰ („Die Landschaft war nun ein lebendiger Teil des kulturellen Erbes, in den sich die Künstler des Bildes und die des Wortes teilten.“)

2018 erschien eine neue Edition des Briefes, der gemeinhin *Itinerarium Syriacum* genannt wird, ein Führer für die Reise von Genua ins Heilige Land (1358). Hier ist Petrarca *cupiditas videndi* (1) besonders nachvollziehbar, weil er seinen Freund damit anstecken möchte. Bei allen gelehrten Anspielungen und Reflexionen steht unübersehbar das Schauen im Vordergrund, und zwar das der Landschaft als Ensemble markanter, klar konturierter und geographisch eingeordneter Elemente. Der Begriff ‚Landschaft‘, ‚*paesaggio*‘, existierte im damaligen Sprachgebrauch noch nicht; der lateinische Begriff, den Petrarca verwendet, ist *facies locorum*.¹¹

Hier ein Beispiel seiner Landschaftsszeichnung: *Hinc [= von Genua aus] digressus ad levam totum illum diem ne oculos a terra dimo-*

*veas caveto. Multa enim illis occurrent que multo tibi facilius sit mirari quam cuiquam hominum stilo amplecti: valles amenissimas, interlabentes rivulos, colles asperitate gratissima et mira fertilitate conspicuos, prevalida in rupibus oppida, vicos amplissimos; et marmoreas atque auratas domos, quocunque te verteris, videbis sparsas in littore et stupebis urbem talem decori suorum rurium deliciisque succumbere. Viginti, nisi fallor, passuum milia emensus extentum in undas promontorium, Caput Montis ipsi vocant, obvium habebis (...).*¹²

„War er oben oder nicht?“¹³ – Ja, nicht nur möglicherweise, sondern sehr wahrscheinlich. Sollte er, der unermüdliche Reisende und Genießer der Natur sich diesen Genuss *ferre semper in oculis* (1) haben entgehen lassen? Kaum vorstellbar. Für ein Erklimmen des Gipfels spricht schon die triviale Beobachtung, dass sich sonst der ganze Brief in Allegorie, das Anschauliche in papierne Fiktion auflösen würde. Und Lebendiges enthält der Brief genug. Die schlicht-anschauliche Schilderung des Ausblicks vom Gipfel etwa trägt so sehr den Stempel des wirklich Erlebten, dass sie in so manchem Leser den Wunsch erweckt hat, es dem Petrarca gleichzutun.

Anmerkungen:

- 1) Vers- und Prosabriefe Petrarca sind, wo nicht anders angegeben, nach der Ausgabe *Opere* zitiert, hrsg. von G. Ponte, Mailand 1968. Alle Zitate aus dem Brief IV,1 jedoch entstammen dem lateinischen Text der zweisprachigen Reclam-Ausgabe *Die Besteigung des Mont Ventoux* von Kurt Steinmann, Stuttgart 1995. Alle Zahlenangaben in Klammern entsprechen der dortigen Zählung der Abschnitte.
- 2) Petrarca F. (2018): *Guida al viaggio da Genova alla Terra Santa. Itinerarium Syriacum*. Hrsg. und übers. von U. Dotti, Mailand, Vorwort, S. 11.
- 3) Patota G. (2015): *La grande bellezza dell'italiano. Dante, Petrarca, Boccaccio*. Roma-Bari, S. 110.
- 4) Vgl. Wurm C. (2015): *Latein und romanische Sprachen – Dantes De vulgari eloquentia und der Diálogo de la lengua des Juan de Valdés*. *Forum Classicum*, 2/2015, S. 111-117, hier: S. 112.
- 5) So der Latinist Hofmann, H. in dem Artikel „War er oben oder nicht?“ in der *Neuen Zürcher Zeitung*, 24.12.2011.
- 6) Vgl. Steinmann (s.o., Anm.1), S. 46-49.
- 7) Chines L. & Petrarca F., Bologna 2016 (2012), S. 41, mit Textbelegen. Vgl. auch Antognini R. (2008): *Il progetto autobiografico delle Familiars di Petrarca*, Mailand, S. 181 und S. 226.
- 8) Tosco C. (2011): *Petrarca: paesaggi, città, architetture*, Macerata, S. 112f.
- 9) ebd., S.108.
- 10) ebd., S.107.
- 11) ebd., S.109 mit Textbeleg.
- 12) Zitiert nach der Ausg. von Ugo Dotti (s.o., Anm.2), S. 48.
- 13) Hofmanns (s.o., Anm.5) Antwort: ein vorsichtiges „Man darf annehmen, dass...“.

CHRISTOPH WURM

Personalia

Pegasus-Nadel für Dr. Werner Suerbaum

Die Curriculumreform war um 1970 in vollem Gange, und mit ihr eine höchst erregte bildungstheoretische Diskussion, die sich auch in der Bildungspolitik niederschlug. Die Fächer waren staatlicherseits gehalten, ihre Lernstoffe auf die sogenannten Lernziele hin zu organisieren, also Zwecken dienstbar zu machen, die die jeweils aktuelle Gesellschaft setzt. Dass das zu Härten führen musste, lag auf der Hand. Auch die klassischen Sprachen waren betroffen. Hier besonders bei der Ausgestaltung des Lektüreunterrichts. Die Autorenstellen mussten im Hinblick auf Lernziele ausgewählt und interpretatorisch erschlossen werden, etwa Ciceros *De re publica*. Da meldete sich eine Persönlichkeit zu Wort, die auf der Ebene der Fachwissenschaft längst Ruf und Ansehen errungen hatte: Prof. Dr. Werner Suerbaum, Ordinarius für Latinistik an der Ludwig-Maximilians-Universität München. In einem Aufsatz nahm er Stellung zu „einem Problem der Curriculumplanung anhand eines Curricularen Lehrplans ‚Politisches Denken der Römer – Cicero, *De re publica*““ (veröffentlicht in: Kollegstufenarbeit in den Alten Sprachen 2, 1976, 31ff.). Er machte darin nachdrücklich auf die Gefahr aufmerksam, dass „die Priorität des Themas vor dem Autor“ das literarische Werk als solches in den Hintergrund drängen und ihm seine Bedeutung im Kontext der antiken Kultur nehmen könne. Die damals sogenannten Fachdidaktiker haben diese Warnung ernst genommen. In der Formel der „Ziel-Inhalts-Korrelation“ hat etwa Rainer Nickel den Weg vorgegeben, auf dem die Lektü-

relehrpläne einigermaßen die Balance zwischen den beiden Ansprüchen fanden.

Diese knappe Reminiszenz mag andeuten, dass Werner Suerbaum von Anfang an über den Rand der reinen Fachwissenschaft hinausblickte und sich für den Bildungsprozess interessierte, in dem sich die von ihm Ausgebildeten zu bewähren hatten. Diese Orientierung ist gerade ein Wesensmerkmal des Latinisten. Nur wenige sind ihm darin gleich. Bestätigt darin mag sich der Wissenschaftler durch eine im Hochmittelalter gängige Theorie der Hermeneutik gesehen haben, der zufolge beim Umgang mit Literatur neben der *intentio scribentis* (also „der Darstellungsabsicht des Autors“) auch der *fructus legentis* (also „die Wirkung auf den Leser“) zu beachten sei. Auch Schüler und Schülerinnen sind Leser, so dass die Wirkung von Literatur auf diese stets mit zu bedenken ist. Da jeder Leser von literarischen Texten als Rezipient verstanden wird, war es folgerichtig, dass sich Werner Suerbaum sogleich, als sie in den siebziger Jahren eine vorherrschende Rolle erhalten hatte, der Rezeptionsforschung widmete und davon herausgefordert – gleichzeitig etwa mit Manfred Fuhrmann – außerordentlich befruchtende Anstöße für den gymnasialen Einsatz von Rezeptionsdokumenten gegeben hat. Der Lektüreunterricht hat dadurch zweifellos sehr an Attraktivität und Wirkung gewonnen. Suerbaum hat zusammen mit seinen Studentinnen und Studenten ganze Serien von thematisch ausgerichteten Bilder-Ausstellungen zu Motiven der antiken Literatur an seiner Univer-

sität gestaltet. Mit zweien davon sind Kongresse des DAV bereichert worden.

Das wissenschaftliche Arbeiten Suerbaums ruht gewissermaßen auf zwei Säulen, einmal auf dem üblichen fachmethodischen Umgang mit den Texten, zum anderen auf der Suche und Deutung von Dokumenten, die von antiker Literatur angeregt worden sind. Hier sind Vergil und Tacitus seine Favoriten. Für beide hat er umfassende Bibliographien geschaffen. Seine vielfältigen Aufsätze gerade zu diesen beiden Autoren, die unter dem Titel „In Klios und Kalliope's Diensten“ (1993) als Festschrift zu seinem 60. Geburtstag veröffentlicht worden sind, zeugen von seiner Absicht, dem hermeneutischen Auftrag, Werk und Wirkung gleichrangig Geltung zu verschaffen. Hier hat sich Werner Suerbaum zu einem herausragenden Forscher entwickelt. Beispielhalber sei hierfür sein in der Festschrift abgedruckter Aufsatz genannt: „Ein neuer Aeneis-Zyklus: *darkness visible*“, in dem die Illustrationen des Amerikaners Barry Moser (1981) zu dem vom Schicksal hart geschlagenen Aeneas zur Grundlage einer menschlichen Annäherung an die Titelgestalt des Werkes gemacht werden. Was zugleich den Vergilinterpreten in der Schule zu einer unschätzbaren Anregung und Hilfe geworden ist.

Werner Suerbaum hat seine durch Forschung erarbeiteten Erkenntnisse auf kaum zählbaren

Fortbildungsveranstaltungen und auch bei Großkongressen des DAV den am Gymnasium Lehrenden in bestechenden Vorträgen vermittelt. Immer gewiss auch in kritischer Distanz, mit warnendem Weitblick gegenüber allen Neuerungen, niemals jedoch – wie sonst üblich – das ambitionierte Bemühen der Fachdidaktiker abwertend oder gar ablehnend. Das Engagement für die bestmögliche Präsentation der Lektüretexte, überhaupt dafür, das Fach Latein attraktiv, zeitgemäß und den bildungspolitischen Forderungen gemäß in Aufsätzen, Lehrbüchern und Lektüreausgaben darzubieten, begleitete er mit Interesse und Anerkennung. Sein Verhältnis zu dem oft mühsamen Streben der „Schulleute“ nach einem modernen Lateinunterricht war stets konstruktiv fördernd und in vielem Anstoß zu fruchtbarer Diskussion. Für all diese Leistungen gilt dem heute 86-Jährigen der Dank des Verbandes.

Prof. Dr. Werner Suerbaum hat sich um die klassischen Sprachen verdient gemacht. Der Deutsche Altphilologenverband verleiht ihm deshalb die Ehrennadel des Verbandes, die sogenannte Pegasus-Nadel, als Zeichen des Dankes und der Anerkennung. Als Ehrenvorsitzender darf ich dem Geehrten persönlich und im Namen des Verbandes die herzlichsten Glückwünsche aussprechen.

FRIEDRICH MAIER

Zeitschriftenschau

A. Fachwissenschaft

Durchaus komplementär zu E. Köstners Beitrag über die kommémorative Inszenierung eines Triumphzuges für das Kollektiv Roms („*Triumphans Romam redit*. Rom als Bühne für eine kommémorative Prozession“, Hermes 147, 1 (2019), 21-41, dazu FC 3-2019) lässt sich F. Knopfs (K.) Arbeit über „*Circuli – Statuen – Funera*. Unverfasste Partizipationsformen der spätrepublikanischen *plebs*“ lesen (Klio 101, 1 (2019), 107–141): Ausgehend von der Bemerkung Ciceros in *pro Sestio* (106) definiert K. *contio*, *comita* und *ludi* als „verfasste und konventionelle“ Partizipationsformen der *plebs* an der politischen Willensbekundung. Dem gegenüber möchte K. unverfasste Formen politischer Beteiligung untersuchen, die nicht in einer klar umrissenen und institutionalisierten Weise zum Ausdruck kamen, *circuli*, öffentliche Statuenaufstellungen und *funera popularia*. *Circuli* definiert K. als Versammlungen in den engen Gassen Roms mit einer dem entsprechend kleinen Mitgliederzahl, die durchaus misstrauisch von der Nobilität betrachtet wurden (vgl. Liv. 39,15,11), da sie spontan, inoffiziell und nicht durch eine äußere Organisation legitimiert und damit nicht (von der Nobilität) steuerbar waren. Zwar habe die Nobilität *circuli* auch durchaus gekannt, zum gegenseitigen Austausch literarischer, politischer oder sozialer Themen, aber eben nicht zum Zwecke politischer Partizipation durch die *plebs*. Denn bei Livius seien Berichte über *circuli* entweder als Herausforderung für die senatorische Elite durch die *plebs* konnotiert. Oder die *circuli* sind für Livius als „Lehrveranstaltungen“ von „Straßengelehrten“

auch ein wesentliches Mittel, unter den Mitgliedern der *plebs* Informationen in Umlauf zu bringen. Insofern hätten die *circulatores* auch eine hohe Bedeutung gehabt, das öffentliche Meinungsbild zu formen. Die Aufstellung von Ehrenstatuen (plebejischer) Führungspersonen seien nach den Zeugnissen bei Plinius, Plutarch, Cicero oder Seneca auf die Initiative der „plebejischen Nichtelite“ zurückzuführen. Auch sie sei eine Möglichkeit der politischen Willensäußerung durch die *plebs* gewesen, die sich der Kontrolle und dem Einfluss der senatorischen Elite entzogen hätte und deswegen von dieser auch missbilligt worden sei. Als Beleg führt K. die Gegenmaßnahmen Sullas ein, der Ehrenstatuen der *plebs* durch Ehrenstatuen senatorischer Führungspersonen ersetzte. Auch andere Bemühungen der senatorischen Elite, derartige Ehrungen unter ihre Kontrolle zu bekommen, seien Hinweise auf die Bedeutung dieser Möglichkeiten für die *plebs*, ihren politischen Willen zum Ausdruck zu bringen. Die *funera popularia* entsprechen diesem Muster ebenso, sowohl das bekannte Lucretias als auch andere historisch „dubioser“ öffentlicher Begräbnisse, die Livius aus der römischen Frühzeit schildert. Bekannter und belegt sind die Begräbnisse des P. Clodius 52 v. Chr. und vor allem Caesars 44 v. Chr., die Fulvia, Clodius' Schwester, und Marc Anton kraft ihrer demagogischen Fähigkeiten spontan nutzten, um ihre politischen Gegner auszuschalten. So seien *funera popularia* „spontane, nicht choreographierte, schwer kontrollierbare und gewaltvolle“ Ausdrücke des politischen Standpunkts der *plebs* gewesen.

Um das Bild der Römer vom Fremden um eine weitere Facette neben dem Gallier- und Germanenbild bei Caesar (BG 6), Tacitus (Annalen, Germania) oder Cassius Dio (Buch 40,39/56, 18–22/ 77(78), 13–15) zu erweitern, eignet sich die Untersuchung M. Zimmermanns zum (augusteischen) Dakerbild bei Strabon (Burebista bei Strabon und das Dakerbild augusteischer Zeit, Klio 101, 1 (2019), 142–157)). Strabon hält (7,3,5) fest, dass der Dakerfürst Burebista mit Hilfe des Priesters Dekaineos (Dekinais) zu Reformen angeleitet habe. An späterer Stelle (7,3,11) führt er diese Reformen aus, militärisches Training, der völlige Verzicht auf Wein und Gehorsam gegenüber Burebistas Befehlen hätten die Schlagkraft der dakischen Truppen erhöht und militärische Erfolge herbeigeführt. Strabon selbst sieht eine Parallele zu dem getischen Sklaven des Pythagoras, Zalmoxis, der nach seiner Freilassung im Sinne seines Lehrers die Geten zu Reformen angeleitet habe, wie Dekinais die Daker unter Burebista. Sowohl die Reformen des Zalmoxis (durch Herodot selbst) als auch die des Burebista unter Anleitung des Priesters werden in historischer Sicht stark in Zweifel gezogen. Z. argumentiert, dass die religiöse Legitimation dieser angeblichen moralischen Reformen Burebistas Ergebnis der augusteischen Selbstdarstellung bzw. Außenpolitik seien. Augustus selbst erhob (*res gestae* 30) den Anspruch, die Daker nach deren Einfall über die Donau ins Reich besiegt zu haben. Mit Verweis auf Äußerungen Vergils, Horaz', Properz' sowie Strabons selbst legt Z. dar, dass in der Öffentlichkeit eine Erwartungshaltung erzeugt worden war, die Daker zu besiegen. Ein Argument dürfte das Bündnis gewesen sein, das Burebista mit Pompeius geschlossen hatte. Augustus reklamierte den erfolgreichen Rückschlag der dakischen Invasion wohl von 10 v. Chr. als einen vollständigen Sieg, um

einen öffentlichkeitswirksamen Schlusstrich zu ziehen. De facto seien die Daker nicht besiegt worden. Die dakischen Feldzüge Domitians und Traians sind beredte Zeugen dafür, zumal ihr Gebiet unter Augustus nicht dem Imperium einverleibt wurde. Strabon habe demzufolge vor dem Problem gestanden, das Dilemma zwischen dem offiziellen vollständigen „Sieg“ über die Daker und deren tatsächlichen Unabhängigkeit zu überbrücken. Vor einem ähnlichen Problem sah sich Z. zufolge auch Velleius Paterculus, der das Dilemma zwischen dem „Sieg“ Roms über Marbod und dem erzwungenen Abbruch des Feldzugs unter Tiberius überbrücken musste. Dies gelang ihm durch das Bild eines „nicht-barbarischen“ Strategen Marbod und der fast römischen Disziplin seiner Truppen, das den faktischen Misserfolg römischen Anspruchdenkens relativierte (2,108-109). Ähnlich relativierend gehe Strabon selbst bei der Darstellung der Britannienpolitik des Augustus vor: Dass Augustus die Erwartungshaltung der Öffentlichkeit, einen Feldzug nach Britannien in der Nachfolge Caesars zu unternehmen (Verg. Ecl. 1,65-67 / Prop. 4,3,7-10) nicht befriedigte, relativiert Strabon durch die angeblich fehlende Rentabilität eines Feldzugs (3,11,13). Zudem zeige Strabon in seiner Darstellung mehrfach eine große Nähe zur der Präsentation augusteischer Außenpolitik in den *res gestae*. Innerhalb dieses Rahmens erkläre sich auch die historisch unwahrscheinliche Darstellung der erfolgreichen Reformtätigkeit Burebistas, die zudem Stereotype insbesondere griechischer Literatur (Platon/Xenophon) von Barbaren aus dem Norden (Trunksucht, fehlendes Training, Ungehorsam) und guten Militärs verarbeite (Alkoholverzicht, Disziplin). Weitere Beiträge der Ausgabe (Klio 101, 1 (2019)) sind „Sollten wir das medische Reich aus der Geschichte verabschieden?“, von Parker, Victor,

1-56, „The Sphinx and the She-Wolf: Some Remarks on Aetolian Politics after the Antiochian War“, von Mitropoulos, Giorgos S. 77-106, „Credit-Money in the Roman Economy“ von Harris, William V., S. 158-189, „Cracking Antiochus' Riddle: Caracalla and Apollonius King of Tyre“, v. Mastrocinque, Attilio, S. 190-255, „Nuove prove per la datazione di Vegezio sotto Teodosio II e la sua collocazione nell'impero romano d'Oriente“ v. Colombo, Maurizio, S. 256-275, „Il patronato letterario nell'Italia Ostrogota“, v. Cristini, Marco, S. 276-323.

In der aktuellen Ausgabe des *Philologus* (163, 1 (2019), 16-46) ordnet Sh. Hawkins zwei Fragmente, vielmehr fragmentarische Bemerkungen des Archilochos in die Überlieferung ein, einerseits die Rezeption Hesiods durch Archilochos (222W), andererseits die Rezeption des Archilochos durch Catull (39W). Dabei ist der Ausgangspunkt der Betrachtung die Verwendung signifikanter Begriffe oder Phrasen, die auf eine Rezeption hinweisen. So sieht H. nach einer intensiven textkritischen Analyse von 222W in der seltenen Verwendung des Begriffs der μέζεα, die sich eben bei Hesiod wie bei Archilochos finden, die Möglichkeit der Rezeption des frühen Dichters. So verarbeite Archilochos auch in 172-181W die Fabel von Fuchs und Adler, die sich in Hesiods έργα findet (202-212/ 276-280), in einer Weise, dass er „Hesiods concept of dike“ wieder aufnehme und in den Rahmen seiner Dichtung einfüge. So nehme er auch das Motiv des kalten Nordwindes, das die (geschützte) zarte Haut eines Mädchens nicht angreifen könne (vgl. έργα 519-523), in neuem Gewande auf (188W). Etwas gewagt scheint die Beziehung, die H. zwischen einem Vers des späten Dichters Dioskorides (AP 7,351), der Archilochos wiedergebe, und Hesiod konstruiert. Die kurze Phrase von 39W findet sich bei Athenaios 3.122b überliefert. In einem

ersten Schritt weist H. nach, dass die Phrase hier in der Bedeutung „the retraction of the foreskin“ verwendet sei und arbeitet, darauf aufbauend die Verarbeitung durch Catull in *carm.* 58 heraus, wenn Catull über Lesbia klagt. Derart gelehrte Übertragungen und semantisches Spiel mit anzüglichem Vokabular hat H. auch schon früher bzgl. *carm.* 60 nachgewiesen. Der Schwerpunkt liegt dabei auf der sprachlich motivierten Anspielung auf Archilochos durch Catull. Interpretatorisch möchte H. nicht weiter gehen. Weitere Beiträge der Ausgabe (*Philologus* 16, 1 (2019)) sind „Achilles from Homer to the Masters of Late Archaic Poetry, or: From pathos to Splendour“, von Peri, Annamaria, 1-15, „Aristotle's Vocabulary of Pain“, von Cheng, Wei, S. 47-71, „What is Pythagorean in the Pseudo-Pythagorean Literature?“, von Zhmud, Leonid, S. 72-94, „The Stylistic Function of Neologisms in Cercidas“, von Guasti, Duccio, S. 95-109, „Quaestiones Convivales: Plutarch's Sense of Humour as Evidence of his Platonism“, von Nikolaidis, Anastasios. S. 110-128.

In der aktuellen Ausgabe des *Hermes* (147, 2 (2019) 153–164) beschäftigt sich L. Gilhaus (G.) mit der Rolle und Funktion von Emotionen in Xenophons *Hellenika* (Laughing at the Enemy. Joy and Schadenfreude in Xenophon's „Hellenica“). Dabei arbeitet G. zunächst heraus, dass Herodot und Xenophon im Gegensatz zu Thukydides ihr Augenmerk wesentlich mehr auf Emotionen ausrichten; Thukydides berücksichtige sie zwar durchaus, aber sie spielten nicht eine derartige Rolle wie bei Herodot und insbesondere bei Xenophon. Xenophons Interesse liege dabei auf den Auswirkungen, die Emotionen auf Entscheidungen der Anführer oder daraus resultierenden Entwicklungen hätten, insbesondere „joy“ und „pleasure“ oder deren Gegenteil. Zuerst problematisiert G. den

vermeintlichen moralischen Kodex archaischer Zeit, Feinde zu verspotten, sei legitim, Freunden dagegen müsse stets geholfen werden. Als *locus classicus* verweist G. auf Athenes Spott über Ajax in der Tragödie des Sophokles (79), führt aber als Relativierung die Nachsicht des Odysseus in seiner Reaktion auf den Spott der Göttin an (121-124). Mit Verweis auf Aristoteles (rhet. II 9, 1386b26-33) hält G. darauf aufbauend als Grundlage für die weiteren Erörterungen fest, dass die moralische Legitimität von Freude und Schadenfreude über den Gegner von den jeweiligen Rahmenbedingungen abhängt. Grundsätzlich könne Xenophon politische Führer durch die Freude positiv zeichnen, so z. B. Theremenes (2,3,56) oder Kleonymos (5,4,33). Insbesondere Agesilaos charakterisiert er in seinem Tun durch das Motiv des „joy“ positiv, sowohl in seinem diplomatischen Vorgehen (3,4,7-10/ 4, 12, 1-15) als auch in seinen kriegerischen Aktionen (4, 3, 9-23). Er nutze sie aber auch zur Kritik, so an Derkylidas und den von ihm gewonnenen Städten, deren Freude zu früh gekommen sei und sich geradezu ins Gegenteil verschärfe. Ähnlich verfare Xenophon auch mit der Schadenfreude über das Missgeschick der Feinde, so halte er sie zwar für durchaus legitim (5,3,20; im Falle des Agesilaos auch in 4,1,10 und in 4,3,9), aber die ausgeprägte Zurückhaltung für angemessener. Um die Gefahr der Hybris zu betonen, nutze Xenophon die Schadenfreude geradezu als ein gestalterisches Prinzip innerhalb der Erzählung. So betone er Spartas Schadenfreude an historischen Nebenschauplätzen, um den späteren Verlust der spartanischen Hegemonie nach Leuktra auch moralisch zu legitimieren.

In derselben Ausgabe beschäftigt sich Th. Rising (R.) mit den Gesetzesinitiativen des Volkstribunen P. Clodius Pulcher von 58 v. Chr. und erklärt sie durch einen neuen Ansatz als Teil

einer Gesamtstrategie entgegen der bisherigen Deutung, es handle sich um spontane Initiativen, um die eigene Popularität zu steigern („Bread and Bandits: Clodius and the Grain Supply of Rom“, S. 189-203). Die *lex frumentaria* vom 4. Januar 58 v. Chr., die fünf *modii* an Getreide als Gratisabgabe für Bedürftige festlegte, und ebenso das Gesetz, das die Annexion Zyperns formuliert, müssten im Kontext der *lex frumentaria* Catos von 62 v. Chr. und dem Piratenproblem gesehen werden, das mit den Feldzügen des Pompeius von 67 v. Chr. eben nicht vollständig gelöst worden sei. In einem ersten Schritt widerlegt R. die These, mit diesen Gesetzesinitiativen handle es sich um populistische „one-shots“ ohne einen tieferen Zusammenhang. Bezeichnend sei nämlich, dass Cicero 56 v. Chr. (Dom. 25,15-17) die *lex frumentaria* seines Intimfeindes als Ursache für eine massive Verteuerung des Getreidepreises sehe. Doch er werfe ihm eben nicht eine populistische Instrumentalisierung des Versorgungsproblems an sich vor. Zudem ergebe sich die Schlussfolgerung, der massive Anstieg der Bedürftigen bis 56 v. Chr. resultiere aus der *lex frumentaria* von 58 v. Chr., nicht zwingend, da Zahlen letztlich nur von 62 v. Chr., dem Jahr der Initiative des jüngeren Cato (dazu Plut. Cato min. 26,1 und Caes. 8,4), und eben 56 v. Chr. vorliegen. Beide Gesetzesinitiativen sind Ausdruck des Bemühens, der ausufernden Kosten der öffentlichen Getreideversorgung Herr zu werden. Dazu passen Clodius' Bemühungen, durch seine *lex* die Kosten in Verwaltung, Logistik und Transport zu verringern. Dazu gehöre auch die Annexion Zyperns. Denn die Unruhen, die 57 v. Chr. wegen der mangelhaften Getreideversorgung aufgebrochen seien, zeigten, dass Sizilien, Sardinien und Afrika als „Kornkammern“ Roms nicht mehr ausreichten. Die Versorgungslinie von Ägypten aber sei gestört gewesen: Hinweis

darauf seien wiederum die Äußerungen Ciceros (Flacc. 27-33), demzufolge Flaccus 59 v. Chr. als Statthalter Asias eine Flotte benötigte. Ursache dafür könne nur die Gefährdung der Handelsrouten im östlichen Mittelmeer gewesen sein. In diesem Zusammenhang erwähnt Cicero auch Zypern, das sich der römischen Kontrolle entziehe. Insofern kann R. den Schluss ziehen, dass es a) im östlichen Mittelmeer zu Beginn der 50er Jahre weiterhin ein Piratenproblem gegeben hat, das b) die Versorgungslinien von Ägypten nach Rom gefährdete und dass c) Zypern offenbar als zentraler Knotenpunkt innerhalb dieses Geflechts anzusehen war. R. folgert wiederum ex negativo daraus, dass es keinen Widerstand gegen beide Initiativen gegeben habe, dass gerade Cato ohne Widerstand das Kommando für die Annexion Zyperns übernommen habe und dass in der römischen Öffentlichkeit der hier skizzierte Zusammenhang durchaus wahrgenommen worden sei. Schließlich fügt sich so auch ein Gesetz ein, das über eine Inschrift auf Delos überliefert ist: Delos wird nicht nur von den Steuern befreit, sondern auch von *pro custodia publici frumenti pecunia*. Diese ausdrücklich erwähnte Befreiung ergebe nur dann Sinn, wenn diese Kosten für den zweitwichtigsten Getreidemarkt im östlichen Mittelmeer nicht mehr tragbar geworden seien, eben durch die Gefahr seitens plündernder Piratenschiffe.

Weitere Beiträge aus Hermes 147, 2 (2019) sind „Hipponax' Odyssey“, 135-142, von Guasti, Duccio; , S. 143-152, von Bednarek, Bartłomiej „Kallimachos Ep. 1 Pf. (= 54 G./P.) und die epigraphische Inszenierung“ S. 165-175, von: Bauer, Martin M., „Der Tod als Gradmesser des Lebens Inschriften, Papyri und die Bedeutung von antiken Lebenslaufkonzepten“, S. 176-188, von: Brandt, Hartwin, „Weidende Sterne: zu Macrob. Sat. 1,21,26 *deposcit* oder *depasct*?“,

S. 204-219, von: Hübner, Wolfgang, „*Due note critico-testuali a [Chio] Ep. 16*“, S. 240-244, von: Beghini, Andrea, „Über die Echtheit von Iamblichos, Babylonische Geschichten, Fr. 115 Habrich (= 118 Barbero)“, S. 257-259, von: Morales, Manuel Sanz.

Im aktuellen Gymnasium (126,3 (2019), 205–244) stellen M. Janka und M. Stierstorfer das Forschungsprojekt „Verjüngte Antike im Mediendialog“ vor, das 2015 an der Universität von München ins Leben gerufen wurde und seit 2017 mit dem internationalen Forschungs- und Lehrcluster „*The Past for the Present*“ verbunden ist. Innerhalb dieses Rahmens wird demzufolge in Anpassung an den Horizont der jugendlichen und/oder kindlichen Adressaten die Adaptation antiker Motive unter stofflichen oder inhaltlichen sowie formalen oder ästhetischen, philosophischen, politischen, ideologischen oder didaktischen sowie medialen Aspekten untersucht. In dem vorliegenden Beitrag möchten die Autoren einem „unterrepräsentierten“ Faktor nachgehen, der gleichwohl sich „in der außerschulischen Kinder- und Jugendliteratur einer bemerkenswerten Beliebtheit“ erfreue, der Sprache Latein, und das zunächst in zwei Bereichen, 1) Lateinpopularisierungen, zumeist in Bilderbüchern oder Comics, und 2) in lateinischen Übersetzungen populärer Kinder- und Jugendbücher. In einem dritten Bereich werden lateinische Sprachelemente in ebendieser Literatur untersucht. Im ersten Bereich werden Möglichkeiten aufgezeigt, durch Bild-Lexem-Konnexe die Wortschatzarbeit durch die lebendige Anwendung der lateinischen Sprache ansprechender zu gestalten. Beispiele dafür sind das lateinische Sprachbilderbuch *The Usborne First Thousand Words in Latin*, in dem z. B. Bilder von Speisen und Getränken mit den lateinischen Begriffen unterschrieben sind, deren Bedeutung so von den Schülerinnen und

Schülern abgeleitet werden soll, oder das *The Usborne Latin Words Sticker Book*, in dem nach demselben Verfahren die Elemente z. B. einer *cena* erschlossen werden sollen, oder *Usborne (Internet-Linked) Latin for Beginners*, in dem mittlerweile auch durch die mediale Vernetzung lateinische Phrasen, Worte und Lexeme aktiv erschlossen werden können. Im zweiten Schritt werden die lateinischen Übersetzungen populärer Jugendliteratur am Beispiel des ersten Harry-Potter-Bandes problematisiert: Zwar stehe die motivierende Funktion derartiger Literatur außer Frage. Sie gelinge aber nur durch die intensive Vorentlastung der Texte, die notwendigerweise von zahlreichen Neologismen und Modernismen geprägt sei. Diese Problematik, die schwierige und multivalente Semantisierung, wird am Beispiel des Begriffs der *cerealia* und weiterer Termini aus dem Sachfeld der Nahrungsmittel aus dem ersten Band präsentiert. 3) Die motivierende Funktion gerade der Harry-Potter-Reihe für den altsprachlichen Unterricht wird durch die Beispiele, die im dritten Bereich vorgestellt werden, deutlich. Dass die studierte klassische Philologin Rowling sich der mythologischen Wesen der Antike bedient steht außer Frage; hier werden einige vorgestellt und in der Umwandlung des antiken (Vor)bildes erläutert: So werde die kleine hochgiftige Basiliskenschlange (Plin. NH 8,78 / 29,66) zu einem riesigen Ungeheuer mit den Fähigkeiten des Medusenblickes, der Phönixvogel Fawkes behält seine entscheidende Wesenseigenschaft nach Tac. Ann. 6, 28 bei, werde aber um entscheidende Funktionen (des Helfers) erweitert (hier wäre der Hinweis auf *de ave Phoenix*, das möglicherweise von Laktanz verfasst ist, vielleicht hilfreich gewesen). Ein besonderer Schwerpunkt liegt auf den Kentauern und ihrer zuweilen geradezu parodistischen Umdeutung nach Ov. Met. 12, 210-535, aber

auch auf den dreiköpfigen Hund Fluffy und dem Kerberos nach Ov. Met. 7, 408-420. So werden die mythologischen Wesen der Antike Elemente in Harry Potters Zauberwelt, angepasst an diesen Rahmen, jedoch ihren Kern nicht verlierend. Der Beitrag schließt mit einem umfangreichen Literaturverzeichnis.

Die aktuelle Ausgabe des Gymnasium (126, 3 (2019)) beinhaltet zudem einen Beitrag über „Das Bild des Kaisers Claudius bei Sueton“ von B. Simons (S. 245–287), und schließt mit „Bemerkungen zu einer neuen Monographie zur „Odyssee“ Homers von P. Grossardt (S. 289-296) und „zu einer neuen zweisprachigen Juvenal-Ausgabe“ von Chr. Schmitz (S. 297-306).

BENEDIKT SIMONS

B. Fachdidaktik

AU 5/2019: Werte. Wieder ein wichtiges Thema zum richtigen Zeitpunkt. In der EINLEITUNG „Werte oder nur Worte?“ (S. 2-9) informiert Rainer Nickel umfassend (und recht unterhaltsam) über Vorkommen, Gebrauch und Missbrauch von Werten und Wertbegriffen, wobei der Schwerpunkt auf lateinischen Autoren liegt (Cicero, Nepos, Sallust, Tacitus). Als zentrale Figur sei hier der vielseitige Cicero herausgegriffen, der in *De re publica* dem Menschen „einen unwiderstehlichen Drang zur *virtus* (*necessitas virtutis*)“ (S. 4) attestiert und seinen Bruder Quintus zu einem tugendhaften Verhalten als Provinzverwalter ermuntert. Derselbe Cicero hat jedoch keine Probleme, in *De imperio Cn. Pompei* moralische mit ökonomischen Argumenten zu vermischen oder gar einen Milo wider besseres Wissen als Retter der Republik darzustellen. Abschließend erläutert Nickel das Problem der Übersetzbarkeit von Wertbegriffen an den Beispielen *fides* und *pietas*. – Im PRAXISTEIL gibt Orm Lahann einige Anre-

gungen, wie ein Lehrbuchtext für Griechisch (Xenia, Lektion 18, u. a. zu Sokrates) und ein lateinischer Text (*Auctor ad Herennium* 4,55: Der Weise und der Staat) Grundlage für die Auseinandersetzung mit Wertbegriffen sein können. Die beiden Textblätter mit Vokabelangaben und Aufgaben berücksichtigen Aspekte der Texterschließung sowie des existenziellen Transfers. Doch reichen Schlüsselwörter und Paraphrase als Grundlage für eine differenzierte Interpretationsarbeit? Auch wird der Bezug zum zweiten Teil des Beitragstitels nicht recht deutlich („Werte ja, Laster nein?“, S. 10-15). – Benedikt Simons: „Die Gleichheit vor dem Gesetz – ein moderner Wert?“ (S. 16-21). Zunächst sollen die Lernenden Gehalt und Bedeutung des Artikels 6 der Menschen- und Bürgerrechte von 1789 (Hintergrund: Französische Revolution) sowie des Artikels 3 des Grundgesetzes herausarbeiten (Hintergrund: Nationalsozialismus). Dabei ist die Gleichheit vor dem Gesetz zentraler Gedanke. Dass dieser als *ισονομία* schon in der Antike bestand, zeigen mit unterschiedlichen Schwerpunkten zwei Texte von Herodot (Historien 3, 80, 3-6) und Platon (Menexenos 238d-239a). Deren Erarbeitung und Präsentation erfolgen in Gruppenarbeit. – Wilfried Lingenberg: „Sicherheit oder Freiheit? Phaedrus' Fabel von Wolf und Hund“ (S. 22-25). Nach Übersetzung der bekannten Fabel (3,7) und Erstellung eines sehr funktionalen Tafelbildes zur Interpretation sollen die Lernenden einen Transfer auf verschiedene Bereiche wie die eigene Lebensplanung, aber auch gegenwärtige Staatsformen vornehmen (mit Textblatt). – Thomas Doepner: „Mit Caesar über Ruhm und Ehre diskutieren“ (S. 26-35). Zunächst stellt Doepner fest, dass Caesars Darstellung allein, da meist alternativlos und ohne Problemtiefe, für eine kritische Wertediskussion wenig geeignet sei. Daher müsse

eine zweite Perspektive herangezogen werden, z. B. antike Parallelstellen (Plutarch, Sueton), moderne Parallelen (Caesar/Assad), das Hineinversetzen in Gegner/Unterworfenen (als Inszenierung oder Schreibprodukt). Hilfreich sei auch „eine Art moralisch-ethisches Scaffolding“ (S. 32), z. B. ein Wertequadrat, eine Wertepyramide oder Positionslinie. In der Tat lässt sich etwa die rein instrumentelle Funktion von Caesars *miser cordia* gut mit einer Wertepyramide verdeutlichen. Nützlich ist auch die große Liste geeigneter Textstellen zur Thematik (S. 28f.). – Rudolph Henneböhl: „*Victa iacet pietas*. Pietas in Ovids Metamorphosen“ (S. 36-50). Vor dem Hintergrund des *pietas*-Begriffs bei Vergil und im Weltzeitalter-Mythos bei Ovid sollen die Lernenden ausführlich kürzere Abschnitte aus den Metamorphosen interpretieren, in denen *pietas* eine wichtige Rolle spielt (Procne und Philomela, Myrrha, Byblis). Hier finden sich einige interessante Impulse („Erläutere das Gefühlschaos in Byblis von der Freudschen Seelenlehre her“, S. 50), manche Interpretationsfrage fällt jedoch unnötig suggestiv aus („Erläutere, wie Myrrha den Begriff *pietas* verwendet. Begründe, warum darin eine Verdrehung des Begriffs liegt“, S. 49). Zudem ist zu fragen, ob man Lernende ab der Jahrgangsstufe 9 (S. 36) ausgerechnet mit drei Geschichten an die Metamorphosen heranführen sollte, in denen Inzest (Myrrha, Byblis) sowie Vergewaltigung, Verstümmelung und Kinderschächtung (Procne und Philomela) zentrale Motive bilden. Der Kontext der Textauszüge muss ja erläutert werden. – Im MAGAZIN stellt Andreas Sirchich von Kis-Sira eine motivgeschichtliche Vorlage zur Wilhelm-Tell-Sage vor: „Das war ein Schuss! – Wilhelm ‚Toko‘ Tell“ (S. 51-53). Die Geschichte vom Schützen Toko aus den *Gesta Danorum* (um 1200) wird auf einem Textblatt sprachlich leicht vereinfacht und mit

reichlich Angaben präsentiert. Sie enthält schon wesentliche Elemente der Schiller'schen Version – eine gute Gelegenheit zur Grammatik-Wiederholung und eine schöne Ergänzung zum Deutschunterricht. – Fazit: Eine Wertediskussion erscheint angesichts der gesellschaftspolitischen Entwicklungen gerade jetzt angebracht. Auch mahnt dieser Band dazu, neben der Textarbeit einer gründlichen Interpretation ausreichend Raum zu geben. So kann der altsprachliche Unterricht seine Stärken ausspielen.

ROLAND GRANOBIS

Titelthema der Antiken Welt, Heft 4/2019, ist der „Frauenraub im Altertum“. Er ist in der Alten Welt bereits seit Beginn der schriftlichen Überlieferung bekannt und war fest in den antiken Kulturen verwurzelt. Doch handelte es sich um gelebte Praxis oder nur um ein beliebtes Motiv in der antiken Mythologie und Ikonografie? Verschiedenste Aspekte von Raubeh, Entführung, Nötigung und Zwangsehe in der Antike und im frühen Mittelalter werden behandelt, in denen die Frau zum „Objekt der Begierde“ wurde. Es werden archäologische und naturwissenschaftliche Daten, die Hinweise auf „Frauenraub“ liefern, vorgestellt und Deutungsmodellen gegenübergestellt, die auf historisch überlieferten und mythologischen Beispielen beruhen. Die Beiträge gehen zurück auf eine Tagung, die 2018 in Berlin stattgefunden hat: Christin Keller, Katja Winger: „Und bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt. Frauenraub im Altertum“, 8-14. – Uroš Matić: „Begehrte Beute – Fremde Frauen als Raubgut im Alten Ägypten“, 15-18. – Marie Joselin Düsenberg, Dorit Engster: „Eine Frage der Ehre? – Missbrauch in der antiken Historiographie“, 19-22. Nicht nur im Mythos, auch in der antiken Geschichtsschreibung werden Misshandlungen

von Frauen geschildert. Welche individuellen Schicksale Livius und Co. ins Zentrum rücken und was diese Berichte über das zugrundeliegende Frauenbild der Autoren aussagen, sind nur zwei spannende Fragen, die sich aus der Quellenlektüre ergeben. – Angela Pabst, Aurelia Schwertfeger: „Frauenraub in der Antike – Perspektiven der Klassischen Altertumswissenschaften“, 23-27. Der Beitrag wendet sich verschiedenen Quellengattungen zu und ihrem jeweiligen altertumswissenschaftlichen Zugang: Wie wird es etwa in der Tragödie oder auf stadtrömischen Sarkophagen aufgegriffen? – F. Siegmund: „Heiraten im frühen Mittelalter – Die Option ‚Frauenraub‘ als Druckmittel für eine legale Eheschließung“, 28-30. – Weitere Beiträge: Nina Zimmermann-Elseify, Agnes Schwarzmaier: „Starke Typen – Griechische Porträts der Antike. Eine Ausstellung der Antikensammlung im Alten Museum“, 31-35. – J. Fischer: „Zwischen Tafelluxus und Hungerkrisen. Aspekte der Ernährung im Klassischen Altertum“, 37-45. Über Tischsitten, Speisen und den Ablauf antiker Gastmähler wissen wir weniger als gemeinhin vermutet. Josef Fischer blickt genauer auf die Küche der Alten Welt und ihre Gepflogenheiten. – A. Stückelberger, H. Rohner: „Raffaels Schule von Athen. Ein einzigartiges Teamwork von Künstlern und Gelehrten“, 46-53. Die Autoren zeigen, dass in dem meisterhaften Werk auch sehr detaillierte Kenntnisse antiker Philosophie und Wissenschaft verarbeitet sind; sie verstehen das Fresko auch als ein Dokument der *litterae renascentes*. – St. Feuser: „Antike Städte – modern vermittelt. Lehren und Lernen im digitalen Zeitalter“, 54-57. Zum Thema „Städte der Griechen und Römer“ haben sechs europäische Universitäten, gefördert durch die EU, einen Onlinekurs konzipiert, der nicht nur einen weiteren Schritt in Richtung digitalisierte

Lehre bedeutet, sondern auch eine neue Art zu lernen ermöglichen soll. Für den Kurs *Discovering Greek & Roman Cities* kann man sich anmelden unter: <http://ou.edia.nl>. – W. Filser, B. Fritsch u. a.: „Prunk, Prestige, Präsentation – Die römische Meeresvilla von Capo di Sorrento“, 69-78. Archäologische Untersuchungen der römischen Villa an der kampanischen Küste bringen nicht nur Erkenntnisse über ihre Architektur, da sie Ausdruck von sozialem Status und gesellschaftlichem Einfluss ist. Besonders geologische und geographische Methoden helfen, Entstehen und Zerstörung der Villa zu rekonstruieren. – Anna Ockert: „Virtuelle Antike. Mit Assassin's Creed zurück in die Welt der Poleis“, 79-83. Der französische Spieleentwickler Ubisoft Entertainment SA veröffentlicht seit 2007 regelmäßig seine Spielereihe ‚Assassin's Creed‘, in der der Spieler in die Vergangenheit eintauchen kann. Diese sog. *Open World* ist frei beispielbar. Die neueste Reihe ‚Assassin's Creed: Odyssey‘ spielt zur Zeit des Peloponnesischen Krieges, und dank des Spieleaufbaus ist es möglich, sich in der gesamten griechischen Poliswelt zu bewegen, von Ithaka über Athen bis nach Kreta. – Kl. Bartels: „Lebenslanges Lernen. ‚Alt werde ich, und stets lerne ich vieles hinzu.‘“, 99. Wie die Ausstellung „Gladiator – Die wahre Geschichte“, die noch bis zum 22.3.2020 im Antikenmuseum Basel (Digital zur Ausstellung: <http://gladiator.antikenmuseumbasel.ch/>) zu sehen ist, hinterfragt das Heft 5-2019 das gängige Gladiatorenbild. Neufunde der letzten Jahre, naturwissenschaftliche Methoden und veränderte Fragestellungen haben auch das Interesse der Wissenschaft wieder vermehrt auf das Phänomen der Spiele in den römischen Amphitheatern gelenkt. Die Beiträge zum Titelthema: Valeria Sampaolo: „Gladiatoren in Pompeji – Zeugnisse der frühen Ausgrabungen“,

8-12. – M. Osanna: „Der Princeps der Spiele – Eine neue Grabinschrift aus Pompeji“, 13-16. – Barbara Pfäffli, S. Straumann: „Gladiatoren in Augusta Raurica. Helden der Arena und im Alltag – Auch fern von Rom“, 17-23. – Christine McDonnell, Rebecca Sampson, Giulia Gallio: „Rätsel aus der Römerzeit – Die Untersuchungsergebnisse eines ungewöhnlichen Friedhofs in York“, 24-28. – Th. Hufschmid: „Wo Bären Aufzug fahren – der Transport wilder Tiere in den römischen Amphitheatern“, 29-32. – Weitere Artikel: A. Schwarz: „Auf der Suche nach einer anderen Moderne. Entwerfen auf der Museumsinsel“, 33-37. – D. Chapinal-Heras: „Pilgerfahrt nach Dodona. Das Orakel von Zeus Naios und Dione“, 48-54. – Kl. Koschel: „Goethe und die antike ‚Tänzerin‘. Sein Kaufverzicht im April 1788“, 55-59. – J. Griesbach, Carolin Goll, M. Wahl: „Ein Museum im Umbruch. Neue Perspektiven für die Antikensammlung der Universität Würzburg“, 62-66. – Korana Deppmeyer: „In Hülle und Fülle, aber zu Höchstpreisen. Licht und Schatten einer römischen Metropole“, 67-70. – Kl. Bartels: „Zóon Politikón. Der Mensch ein ‚staatenbildendes Wesen‘“, 99.

„Traum. Gottes Rede in der Nacht?“ lautet das Titelthema in der Zeitschrift *Welt und Umwelt der Bibel*, Nr. 93, 24. Jg., Heft 3/2019. Die Ausgabe bietet einen Einblick aus dem jahrtausendalten Umgang mit Träumen in unterschiedlichsten Kulturen und an unterschiedlichsten Orten. Folgende Beiträge seien hervorgehoben: Chr. Wetz: „Was man heute über Träume weiß. Neurologisch-psychologisches Traumverständnis“, 8-13. – Barbara Leicht: „Und Gott sprach im Traum. Träume im Alten Testament“, 14-18. – Dies.: „Da erschien ihm ein Engel des Herrn im Traum. Träume im Neuen Testament“, 20-23. – M. Meiser: „Träume beflügeln Verrückte“ (Sir 34,1). Antike und biblische Traumkritik“,

24-27. – Isolde Kurzmann-Penz: „Die Verheißung zukünftiger Größe. Der Traum in der biographischen Literatur des 2. Jh. nC“, 28-31. – Kasia Szpakowska: „Den Träumen ausgeliefert. Träume im antiken Ägypten des 3.-2. Jh. vC“, 32-37. – J. Lanckau: „Wie sind Träume zu verstehen? Einblicke in die antike Traumdeutung“, 38-41. – Ders.: „Können Träume heilen? Von der Traumsuche im Heiligtum“, 46-50. – M. Meiser: „Biblische Träume neu erzählt und gedeutet. Träume im frühen Judentum“, 54-59. – In der Reihe Die großen Städte der Bibel: „Athen – Wo Paulus ausgelacht wird“ von Estelle Villeneuve, 68-71. – Heft 4-2019 ist dem Thema „Maria. Jüdisch – christlich – muslimisch“ gewidmet. Zu nennen ist der Aufsatz von I. Schaaf: „Athene, Artemis, Iasis – und Maria. Maria im Dickicht der griechisch-römischen Frömmigkeit“, 36-41. – Die nächste Ausgabe im Januar 2020 macht „Rom – Stadt der ersten Christen“ zum zentralen Thema.

In Heft 2/2019 der Zeitschrift *Circulare* (vgl. https://www.edugroup.at/fileadmin/DAM/Gegenstandsportale/Latein/Dateien/Circulare_2019_02.pdf) berichtet Constanze Chrstos von der „31. Bundesolympiade Latein und Griechisch“ (April 2019 in Klagenfurt). 1-3. – Unter Neuigkeiten erfährt der Leser, dass es ab Herbst 2019 eine deutsch-italienische Online-Zeitschrift *Ars Docendi* geben soll „für den didaktischen Austausch der Linien, die in Italien und Österreich den Latein- (und Griechisch-) Unterricht prägen“ (S. 5). – Zwei Berichte über eine Lateinische Nacht an Wiener Gymnasien folgen: E. Ledermann: „Nox Latina Quinta – Quid faciam? Carpe noctem“, 9-11. – Martina Meysel: „Nox Latina – prima!“ S. 12. – W. J. Pietsch unternimmt einen Besuch bei Zeus & Co. Dieter Maceks Götterausstellung im Grazer Uni-Museum“, 15-17. – Um einen spektakulären Fund, die Überreste eines

mit Fresken verzierten Thermopoliums, geht es auf den S. 18f.: „Verzierte ‚Snackbar‘ in Pompeji entdeckt“. – Heft 3-2019 beginnt mit einer Empfehlung der Stadt Butrint als lohnendem Reiseziel: „Der Antike auf der Spur in Albanien“. – H. Niedermayr berichtet von den „Erfahrungen aus dem Latein-Helpdesk 2019“ (sc. im Zusammenhang mit der schriftlichen Reifeprüfung), 2-5. – M. Huber erzählt von einer Exkursion zum Donaulimes in Ungarn: „Im Grenzland des Römischen Imperiums“, 8-12. – Personalia gibt es S. 20-24 zu lesen, nämlich „OstR Mag. Renate Glas im Un-Ruhestand“, „*De Elisabetta* (sc. Elisabeth Glavič) *rude donata*“ und „Günter Lachawitz *octogenarius*“.

Zur Lektüre empfohlen: Zeitschrift *Cursor*, Heft 15: https://www.edugroup.at/fileadmin/DAM/Gegenstandsportale/Latein/Dateien/Cursor15_HP.pdf sowie Heft 14: https://www.edugroup.at/fileadmin/DAM/Gegenstandsportale/Latein/Dateien/Cursor14_HP.pdf.

In Heft 3/2018 mit 1/2019 der Zeitschrift *Scrinium*. Mitteilungen der Landesverbände Rheinland-Pfalz und Saarland im DAV geht es u. a. um Digitalisierung, das Gendern und die Rolle der Übersetzung im LU. Emily Becker berichtet von den Freuden der Berliner Summer School 2017: „Zwischen Humboldt und preußischem Arkadien – Antike in Berlin und Brandenburg“, 6f. – St. Weidauer und ergänzend Chr. Kugelmeier befassen sich mit „Gerechtigkeit und Besonnenheit – Warum gendern, wenn man Griechisch kann?“, 7-14. – B. Chwalek befasst sich mit „Latein und Griechisch in einer digitalisierten Gesellschaft – ein Diskussionsbeitrag zu Roland Frölichs Aufruf in *Scrinium* 2/2018. Der Appell zur Digitalisierung des AU“, 22-35. – Marie-Luise Reinhard formuliert auf den Seiten 36-52 ihre Überlegungen „Zur zukünftigen Rolle der Übersetzung im

Lateinunterricht“. Die Leitfrage lautet: Führt Übersetzen tatsächlich zu Spracherwerb und Leseverstehen?

Das Mitteilungsblatt des Deutschen Altphilologenverbandes, Landesverband Nordrhein-Westfalen, Heft 2/2019, wird eingeleitet von D. Burrichter und B. Magofsky: „*Arma virumque cano*. Vergils Aeneis als lateinischer Klassiker zwischen wissenschaftlicher Textkritik und Schullektüre in der historischen Bibliothek des Ratsgymnasiums Bielefeld“, 4-27. – H.-H. Römer zieht ein Resümee zum Wettbewerbsjahr 2019: „Der Bundeswettbewerb Fremdsprachen in NRW – Herausforderung als Förderung“, 27-36. – Über die Niederungen der Lehrplankommissionsarbeit berichten N. Mantel und B. Simons: „Chronik eines angekündigten Fehlschlags. Wie es beinahe nicht zum neuen Kernlehrplan Latein Sek I gekommen wäre“, 36-42.

In der Online-Zeitschrift Latein und Griechisch in Berlin und Brandenburg, 2/2018, geht es zunächst um die Gründung des Dachvereins „Alte Sprachen für Berliner Schulen e.V.“ mit dem Grußwort von St. Kipf, 61-64, und dem Festvortrag (am 13.5.2019 in der HUB) der Journalistin Susanne Leinemann „*In medias res* – warum Alte Sprachen wieder in die Mitte der Schule gehören“, 64-71. – „Die Ethik der Ilias“ nimmt sich Chr. Vogel zum Thema, 72-83, ein Auszug aus dem Vortrag „Homer: Mythos und Ethik in der epischen Dichtung“, der im Rahmen des Literaturwissenschaftlichen Propädeutikums 2019 zum Thema „Mythos und Literatur“ an der Freien Universität gehalten wurde. – M. Krewet befasste sich bei dieser Veranstaltung mit Herodot und referierte „Zum Menschenbild in Herodots Kroisos-Erzählung. Das Solon-Kroisos-Gespräch, Kroisos' Atys-Traum und die Orakelsprüche“, 84-100. – Es folgt die Einladung zur Summer School 2019 der Humboldt-Schü-

ltergesellschaft für Altertumswissenschaften zum Thema „Antike in der Schule“, 101. – Auf eine Sonderausstellung der Antikensammlung verweist der Beitrag „Starke Typen. Griechische Porträts der Antike“, 102-107. – Über die Untersuchungen der Seegangseigenschaften des Wracks von La Madrague de Giens durch TU-Wissenschaftler berichtet Stefanie Terp „Keine Seelenverkäufer, sondern eine sichere Technologie“, 108-109. – Kl. Bartels nimmt sich in seiner Rubrik „Stichworte“ des „Katers“ und des „Punktes“ an, 112-114. – Heft 3/2019 beginnt mit A. Fritschs Grazer Vortrag „Eine ‚politisch unkorrekte‘ Fabel des Phaedrus? Zu Phaedr. 1,19“, 155-165. – Es folgt die Preisrede von Lia Rachel-Tsakona, Kulturattachée bei der Griechischen Botschaft in Berlin, „Dein Ticket mit Altgriechisch. Preisverleihung im Wettbewerb der Griechischen Botschaft“, 66-68. – Anschließend werden die „Preisträger im Wettbewerb ‚Lebendige Antike‘ 2019“ aufgeführt und eine kleine Auswahl der Arbeiten gezeigt, 169-175. – Auf das neue Eingangsgebäude auf der Berliner Museumsinsel sowie auf einen großen Mäzen und noblen Menschenfreund weist der Beitrag „James-Simon-Galerie eröffnet“ hin, 175-179. – Den Hinweis auf ein studienwertes Digital, einen multimedialen Online-Vorbereitungskurs, abrufbar unter <https://buntegoetter.liebieghaus.de>, findet man in dem Beitrag: „Bunte Götter. Ein Frankfurter Erfolgsprojekt erobert das Netz“, 180-183. – Die Stichworte „Armbrust“ und „Mittelstand“ bearbeitet Kl. Bartels, 184-186. – „Kühe auf dem Forum“ ist der Rückblick auf den 15. Potsdamer Lateintag von Luise Lebrenz, 188-191, überschrieben. – Unter den zahlreichen Hinweisen auf „Schöne Bücher“ sei nur eine Lektüreausgabe erwähnt, 219-223, die nicht in einem klassischen Schulbuchverlag erschienen ist: Kompatscher-Gufler, G., Römer, F. und Schreiner, S.

(hrsg., 2014): Partner, Freunde und Gefährten. Mensch-Tier-Beziehungen der Antike, des Mittelalters und der Neuzeit in lateinischen Texten,

Wien. – LGBB ist aufzurufen unter: <http://lgbg.davbb.de>

JOSEF RABL

Besprechungen

Beriger, A., Ehlers, W.-W. und Fieger, M. (2018): *Vulgata*, Berlin/Boston, De Gruyter, Sammlung Tusculum, 5 Bde, EUR 399,75 (ISBN 978-3-11-044044-7).

Jetzt ist sie also erschienen: Gut 2000 Jahre nach der Septuaginta liegt die „Quadragesima“ vor – die erste Übersetzung der Vulgata ins Deutsche, verfasst von 40 Übersetzerinnen und Übersetzern in stattlichen fünf Bänden auf 6305 Seiten. Die Ausgabe umfasst auch die *Praefationes* des Hieronymus und die *Canones Evangeliorum* sowie in jedem Band die gleiche Einleitung und Übersicht über Maße, Gewichte und Währungen. Ob die Übersetzung ebenso inspiriert ist wie die alexandrinische Version des Tanach, des nachmaligen griechischen Alten Testaments der Christen, oder ob sie der selbst gesetzten Intention, „eine philologisch korrekte, dokumentarische Übersetzung zu erarbeiten, welche das spätklassische Latein des 4./5. Jahrhunderts in der heutigen Zielsprache Deutsch so gut wie möglich wiedergibt“ (S. 9 jedes Bandes), gerecht wird, will die folgende Rezension an ausgewählten Passagen zu ergründen versuchen.

Die lateinische Textgrundlage für diese deutsche Ausgabe der Vulgata von Beriger-Ehlers-Fieger (BEF) bildet die Edition von Robert Weber / Roger Gryson, *Biblia Sacra Iuxta Vulgatum Versionem* (5. verbesserte Aufl., Stuttgart 2007), die das Ziel verfolgt, „den Wortlaut, welchen Hieronymus um 400 n. Chr. für

authentisch gehalten hat“ (S. 9 in jedem Band) vorzulegen.

Nimmt man aus diesem Text beispielsweise die fehlerhaften Übersetzungen von Ier 25,38; 46,16; 50,16 und So 3,1, wo Hieronymus das Partizip Qal von $\text{נָחַ$ (unterdrücken, gewalttätig sein) nicht richtig erkannte und deshalb mit *columba* wiedergab (vgl. dazu M. Wissemann $\text{נָחַ$ gleich Taube? Zu vier Vulgataproblemen, Glotta 64, 1986, 36-48), so findet sich dieser Fehler als Version aus dem Lateinischen unverändert dokumentiert auch in der deutschen Fassung: „Ihr Land ist zur Einöde geworden angesichts des Zorns der Taube ...;... lasst uns zurückkehren zu unserem Volk und zum Land unserer Geburt angesichts des Schwertes der Taube; Angesichts des Schwertes der Taube wird sich ein jeder seinem Volk zuwenden ...; Wehe herausfordernde und erlöste Stadt, Taube!“ Ein weiteres Exemplum mag in Dt. 4,20: ... *et eduxit de fornace ferrea Aegypti* ... bestehen. Hier gab Hieronymus das *nomen rectum* der Constructus-Verbindung $\text{מִכּוּר הַבְּרֹזֶל}$ nach dem Vorbild der *Vetus Latina* durch das Adjektiv *ferreus* wieder und entstellte damit den Sinn des Verses: „... und aus dem eisernen Ofen Ägyptens herausgeführt.“ Gemeint ist aber nach der *Hebraica veritas*: aus dem Ofen für Eisen, aus Ägypten. Oder schauen wir auf Ier 2,36: *quam vilis es facta nimis iterans vias tuas* ... Hier verwechselte Hieronymus זָלַל (gering, verachtet sein) mit אָזַל (weggehen, verschwin-

den) und wählte für das hebräische Imperfekt die Wiedergabe mit dem Vergangenheitstempus statt mit dem Präsens oder Futur. Eine Verwechslung liegt auch bei dem präfigierten Infinitiv cstr. לְשׁוֹת vor, den Hieronymus vom Qal des 1. Stammes von שָׁוָה herleitete statt vom Pi'el des 2. Stammes. Sie führte ihn zur falschen Übersetzung mit *iterans*. In der BEF finden wir deshalb: „Wie wertlos du geworden bist, weil du deine Wege zu oft wiederholt hast!“ Ein ähnliches Missverständnis findet sich auch in II Sm 3,39. Hier erkannte Hieronymus einen hebräischen Komparativ קָשִׁים מִמֶּנִּי nicht und übersetzte deshalb mit dem lateinischen Positiv *duri*. Folglich heißt es bei BEF: „...nun sind aber diese Männer, Söhne Zerujas, hart für mich“ anstatt „zu hart für mich“ oder „härter als ich“. In Ps. 51,3 (iuxta LXX): *qui potens est iniquitate* liegt der Fehler vor, das griechische Objekt ἀνομίαν als nähere Bestimmung zu δύνατος aufzufassen und dementsprechend durch *iniquitate* wiederzugeben. Außerdem hielt Hieronymus ἐγκουχᾶ fälschlich für die 3. Person Singular eines nicht belegten Aktivs statt für die 2. Person Singular des Mediums (vgl. dazu Liddell-Scott-Jones S.471).

Schon diese Beispiele – entnommen aus: M. Wissemann, Schimpfworte in der Bibelübersetzung des Hieronymus, Heidelberg 1992 – zeigen, was der Rez. in der gesamten Ausgabe bestätigt gefunden hat, nämlich dass die Übersetzer der BEF den lateinischen Text präzise mit seinen Fehlern in gefälliges Deutsch übersetzt haben. Dennoch oder gerade deshalb stellt sich ihm die Frage: *cui bono*, welchen Fortschritt leistet diese mühevollen Übersetzungsarbeit für die Theologie und vor allem für Gläubige oder breitere Leserkreise? Ist einerseits gar die Lateinarmut in der theologischen Wissenschaft so weit fortgeschritten, dass Übersetzungen für

die Erforschung des spätantiken und mittelalterlichen Christentums nötig werden? Ist es andererseits für den gläubigen Christen wichtig, eine nicht mehr aktuelle, 1600 Jahre alte Version der Heiligen Schrift in deutscher Sprache zu lesen, zumal Hieronymus den Anspruch der Spiritualität seiner Übersetzung, der heute noch die Lektüre einer deutschen Vulgata möglicherweise rechtfertigen könnte, selbst nicht erhoben hat. Er sah sich nämlich im Laufe seiner Arbeit immer mehr zur sinngemäßen Übertragung veranlasst: *hoc unum scio non potuisse me interpretari nisi quod ante intellexeram; haec autem translatio [...] nunc verba, nunc sensus, nunc simul utrumque resonabit*, prol. in Ijob. So bleibt dem Rez. der Sinn der zweifellos aufwendigen und sehr sorgfältigen Übersetzung ins Deutsche letztlich verschlossen.

Als ärgerlich empfindet er schlussendlich noch den in allen Bänden wiederholten Fehler, dass das Zweite Vatikanische Konzil 1869-70 (jeweils S. 8) stattgefunden habe. Richtig sind vielmehr die Jahre 1962 bis 1965; hier erst wurden in der Liturgiekonstitution *Sacrosanctum concilium* vom 04.12.1963 die entsprechenden Regelungen zugunsten der Nationalsprachen, die die Berechtigung dieser Übersetzung bilden, unter den Nummern 36, 54 und 101 getroffen (vgl. dazu <http://www.kathped.com/index.php?title=Liturgiesprache>). Unschön ist auch das Fehlen der diakritischen Zeichen im Griechischen, z.B. εξαπλοῖς (S. 1336, Bd. II) statt ἐξαπλοῖς, πεπιστωμενωσ statt πεπιστωμένωσ (S. 16f, Bd. III) oder εσχηματισμενοσ statt ἐσχηματισμένωσ (S. 1335, Bd. II), zumal sie in hebräischen Zitaten Verwendung finden, z. B. סִפְרָה הַהֲלִים (S. 16, Bd. III), aber leider z. T. fehlerhaft. Denn סִפְרָה verlangt auch im stat. cstr. ein Sere statt eines Segol; eine ähnliche Ungenauigkeit begegnet in Anmerkung a zu Ps. 7,1: כֶּן als

stat. cstr. ohne *nomen rectum* zitiert. Besser wäre es gewesen, die vollständige Constructus-Verbindung יְהוָה יִמְלֵךְ anzugeben oder verkürzt den stat. abs. יְהוָה .

Der Gesamteindruck von dieser ersten deutschen Ausgabe der Vulgata ist also angesichts der angesprochenen Kritikpunkte und ihres hohen Verkaufspreises zwiespältig. Der guten Übersetzung, die nach Meinung des Rez. den oben genannten eigenen Intentionen der Herausgeber gerecht wird, stehen die Sinnfrage und die beispielhaft erwähnten Fehler oder zumindest redaktionellen Ungenauigkeiten gegenüber.

MICHAEL WISSEMANN

Holzberg, N. (Hrsg. u. Übers., 2017): *Ovid, Metamorphosen*, Berlin/Boston, De Gruyter; *Sammlung Tusculum*, 895 S., EUR 79,95 (ISBN 978-3-11-047029-1).

Unter den deutschen Klassischen Philologen ist Niklas Holzberg einer, der sich mit größter Ausdauer und Produktivität neuen Übersetzungen und zweisprachigen Ausgaben lateinischer und griechischer Autoren widmet. Seine Ausgaben erscheinen in der Sammlung *Tusculum* und bei Reclam. Die Autoren Vergil, Ovid, Catull, Horaz stellt er in eigenen Monographien einem größeren Publikum vor. Auch Gattungen wie dem antiken Roman, der Liebeslegie u. a. m. gelten vielbenutzte Einführungen.

Nun hat er in der Sammlung *Tusculum*, die mit einer Vielzahl neuer Textausgaben mittlerweile bei de Gruyter blüht und gedeiht, eine neue Ausgabe von Ovids *Metamorphosen* herausgebracht. Durch seine Übertragung in Hexametern will er die seines Vorgängers Ernst Rösch (zuerst erschienen 1952) ersetzen. In seiner Einführung (S. 7-35) weist er zunächst

auf frühere Werke Ovids hin, die im elegischen Versmaß erotische Themen verarbeiten, und zeigt auf, wie viele thematische Bezüge und Stichwörter man schon dem auf vier Verse komprimierten Proömium entnehmen kann. Gleichzeitig wende sich Ovid vom üblichen Thema des Epos ab, wie man es bei Homer und Vergil findet. Kriegs- und Staatsaktionen sind seine Sache nicht. Das heißt aber nicht, dass Ovid sich dem Miteinander von Göttern und Menschen nicht zuwenden würde. Verträgt sich die göttliche Majestät mit Verliebtheit? Im ersten Buch folgt nach der Erschaffung der Welt, Weltzeitaltermythos, Sintflut und Neuerschaffung unvermittelt die erste Liebesgeschichte, in der sich ein eitler Apoll durch seine kommunikativen Mankos blamiert. Lieber als sich mit diesem Typ abzugeben, wird Daphne zum Baum, zum Lorbeerbaum. Holzberg zeigt, wie feingesponnen diese Geschichte eines erotischen Entgleisens ist, und verweist auf etliche intertextuelle Bezüge. Die in dieser ersten Erzählung sichtbaren drei Elemente des „menschlich-allzumenschlichen“ Handelns, der Intertextualität und der Aitiologie sind für Holzberg entscheidend das Gesamtwerk prägende Elemente. Um auf die Frage zurückzukommen – als größter Akrobat im Jonglieren mit Tarnungstransformationen wird Jupiter figurieren, der olympische Weltmeister im Seitensprung. Er hat die gleichen Anwandlungen wie die jungen Kerle auf der Bühne von Terenz, sehr menschlich, vom Dichter psychologisch realistisch vorgestellt. Nun weicht uns Holzberg in einige dichterische Kunstgriffe ein: Bild im Bild, Motivspiegelung, Verschachtelungstechnik, die ihn an die Matrjoschka erinnert. Er benennt Serien und Mythenblöcke. Ovid rücke die leidenschaftlich liebenden Frauen in den Vordergrund Medea, Prokris, Skylla etc., deren

Geschichten jeweils von größeren Erzähleinheiten umrahmt würden. Konstellationen erotischer Misslichkeiten führen Herkömmliches ad absurdum (bei Pyramus und Thisbe werden Hochzeitsfackeln zu solchen für den Scheiterhaufen; grotesk: Polyphem wirbt um Galatea). Da stehe die Welt auf dem Kopf. In der dritten Pentade geht es mit einigen Digressionen Richtung „historische“ Zeit. Holzberg hebt eine letzte elegische Liebeserzählung hervor, den Mythos von Keÿx und Alkyone, für Ovid die Gelegenheit, mit einem epischen Seesturm zu brillieren. Der Troja-Mythos erscheint äußerst verknüpft, das Rededuell zwischen Aias und Odysseus um die Waffen des Achill und das bittere Schicksal der Hekabe sind Thema. Dann besteigt Aeneas das Schiff nach Westen. Ovid macht Ernst mit der Absicht, nicht mit dem Waffenlärm von Homer und Vergil konkurrieren zu wollen. Schnell geht es von der Apotheose des Aeneas zu der des Romulus, um bald zum zweiten König Roms, Numa, zu gelangen, der als gelehriger Schüler die überlange (400 Verse) Rede des Pythagoras verfolgt. Für die römische Geschichte bis zu Ermordung und Apotheose Caesars und für den Preis des Augustus und den Epilog bleiben noch einmal 400 Verse. Ob nicht die schon durch ihre Ausführlichkeit herausragende Pythagorasrede doch so etwas wie eine Theorie der Verwandlung, also das implizite dichterische Programm, mitteilen soll? Holzberg bleibt da skeptisch (S. 20 oben). Ovids Leser hatten sicher ihr Vergnügen an den zahllosen intertextuellen Bezügen und an den vom Autor ausgebreiteten Aitien. Die „Oberlehrerfrage“: „Was will uns der Dichter sagen?“ darf jeder Leser selbst beantworten.

Schließlich wendet sich Holzberg einer Auswahl unter den zahllosen Rezeptionsdokumenten zu. Er stellt fest, dass Ovid infolge der

Klassikbewunderung zeitweise aus der ersten Reihe der Autoren verdrängt wurde. Als die Kunst, etwa Auguste Rodin, ihn wieder in den Mittelpunkt rückte, hinkte die Philologie hinterher. In den 20er Jahren des 20. Jh. erschien eine große Zahl literarischer Werke, die sich für die Verwandlung interessierten. Ein besonderer Rang aber kommt dem 1988 erschienenen Ovid-Roman „Die letzte Welt“ von Christoph Ransmayr zu, „der, von MRR enthusiastisch begrüßt, schon nach drei Monaten hunderttausendmal verkauft“ war (S. 29). Dem kann ich nur zustimmen, und zwar nicht nur wegen des Themas, sondern wegen der ganz besonderen sprachlichen Ausdruckskraft Ransmayrs. Holzberg spricht auch im Hinblick auf die Latinistik von einer Ovid-Renaissance, ja einer neuen *Aetas Ovidiana*; vgl. die Bibliographie, wo Holzberg nur die wichtigsten Arbeiten nennen kann. Im letzten Abschnitt der Einleitung begründet Holzberg die Notwendigkeit einer zeitgemäßen neuen Übersetzung und führt vossisch-homerisierende Beispiele aus der Version Röschs vor, die sich altbacken bis schauerlich anhören. Metrische Übersetzungen seien zu häufig an alten Vorbildern orientiert, Übersetzungen in Prosa ließen nicht überzeugend aufscheinen, dass das Original Dichtung sei. Eine Anmerkung: Röschs Version habe ich erst richtig zu schätzen gelernt, als ich sie im Vortrag von Rolf Boysen hörte (der Hörverlag).

Nun ein paar Beispiele aus Holzbergs Version. 1) Das Proömium übersetzt er: „Wie sich in neue Körper Gestalten verwandelten, treibt's zu | künden mich. Götter, dem Plan – denn ihr habt den auch verwandelt – | haucht euren Atem ein, und vom ersten Ursprung des Kosmos | führt bis in meine Zeit meine Dichtung ununterbrochen.“ Die Übersetzung von *illa* ist m. E. ein Beziehungsfehler, es muss auf

corpora, nicht auf *coeptis* bezogen werden, wie Holzberg will. Seine Erläuterung dazu: „Der bisherige Verfasser von elegischen Dichtungen hat entgegen seinem Plan jetzt ein Werk in Hexametern verfasst.“ – 2) Goldenes Zeitalter 94f.: „Noch nicht war die gefällte Fichte, um fremdes Gebiet zu | sehen, von ihren Bergen in klare Wogen gestiegen [...]“ *caesa* ist m. E. prädikativ, also: Noch nicht war die Fichte gefällt und, um fremdes Land zu sehen, ... – 3) Die Partie mit den Negationen am Versanfang (V. 96-106) finde ich elegant übertragen. Dies liegt auch daran, dass zwei- (und mehr-) silbige Wörter am Versende stehen; bei einsilbigen Wörtern am Ende kann der Vers klappern, was nicht selten vorkommt. – 4) Die schöne Geschichte von Deukalion und Pyrrha wird elegant übersetzt, Schwierigkeiten machen hier die Namen für Pyrrha. Das ginge auch anders. – Insgesamt gelingen Holzberg die Hexameter und ergeben eine leicht daherfließende Erzählung, mit der der Leser gerne mitschwimmt. Für seine Übersetzungsleistung gebührt Holzberg hohes Lob.

Nun zu den editorischen Beigaben: Nach der Übersetzung folgen S. 803f. Erläuterungen zum lateinischen Text. Er folge der Ausgabe von Tarrant (*Oxford Classical Texts*), die weniger konservativ sei als die *Teubneriana* von Anderson, und dem Text des „Fünfmännerkommentars“, hrsg. von Alessandro Barchiesi 2005-2015; vgl. Bibliographie. – Fünfundzwanzig Seiten Erläuterungen, eine Bibliographie und ein Register der Namen und Begriffe beschließen den Band.

Hier muss man leider über einige Mankos der Ausgabe sprechen, die die Brauchbarkeit in meinen Augen deutlich einschränken. 1. Das Namensregister finde ich trotz Holzbergs Vorbemerkung wenig hilfreich, weil es ohne Stellenangaben und Querverweise (s. u.) auskommt,

die man z. B. von Rösch kennt. 2. Angesichts der komplizierten Textur der Metamorphosen war es keine gute Idee, auf Erklärungen zum Aufbau (bei Rösch 30 Seiten) zu verzichten. Bei diesen zwei Punkten spart der Verlag an der falschen Stelle. 3. Da leider beim Text auch Seitentitel fehlen, kann der Leser, der die Stelle nicht weiß, lange nach „Pyramus und Thisbe“ suchen. Das sollte man dringend in einer weiteren Auflage ändern. Es scheint, dass sich Autor, Lektoren und Herausgeber weit vom Normalverbraucher entfernt haben. Bei einem aufwendig produzierten, ästhetisch ansprechenden Buch zu einem stolzen Preis sollte der Verlag die Frage nach der Leserfreundlichkeit bzw. Praxistauglichkeit nicht vernachlässigen.

NORBERT GERTZ

Schönberger, O. und E. (2019): Aphthonios von Antiochia. Progymnasmata. Vorübungen. Griechischer Text, Nachwort, deutsche Übersetzung, Einführung und Anmerkungen, Würzburg, Königshausen & Neumann, 144 S., EUR 29,80 (ISBN: 978-3-8260-6753-2).

Das Internet ist voll von Tipps zur Rhetorik und rednerischen Übungen unterschiedlichster Qualität. Dieser Sachverhalt kann den Altphilologen insofern froh stimmen, als die elaborierte Kunst der antiken Rhetorik bis in die heutige Zeit nichts von ihrer Bedeutung eingebüßt zu haben scheint.

Otto Schönberger, ehemaliger Schulleiter des Siebold-Gymnasiums Würzburg und Autor zahlreicher Buchveröffentlichungen, v. a. einer beeindruckenden Fülle von Übersetzungen antiker Autoren und fachdidaktischer Literatur wie der bekannten „Lateinische Phraseologie“, hat zusammen mit seiner Frau die *Progymnasmata* des Sophisten und Rhetors Aphthonios von Antiochia (wohl 2. Hälfte des 4. Jahrhun-

derts n. Chr.) übersetzt und kommentiert. Bei den Progymnasmata handelt es sich um die Vorübungen in der antiken Rhetorenschule, bevor man in der Ausbildung mit den Gymnasmata, den häufig an den Mustern großer Redner orientierten Übungsreden, fortführt.

Schönbergers Übersetzung strebt danach, „passende Äquivalente für die literarisch-rhetorische Terminologie“ zu bieten, wobei „die präzise Wortstellung und Satzführung ein besonderes Hindernis bietet.“ (S. 143). Der Text folgt weitestgehend der Ausgabe von Hugo Rabe 1926, leserfreundlich parallel ist die deutsche Übersetzung gedruckt. (S. 7-107). Im Anschluss daran werden die von Aphthonios aufgeführten 14 einzelnen Unterrichtseinheiten, die zur festen Schultradition geronnen waren, instruktiv erläutert (S. 109-130): Fabel, Erzählung, Chreia, Sentenz, Widerlegung (Gegenrede), Bestätigung, Gemeinplatz, Lob- und Tadelrede, Vergleich, Charakterisierung (Ethopoiie), Beschreibung (Ekphrasis), Erörterung (Thesis) und Antrag auf die Einführung eines Gesetzes. Ein kleines Versehen (oder gewollte Auslassung?) dürfte das Weglassen des Kommentars zur „Bestätigung“ auf Seite 116 sein, wo auf Punkt V (Widerlegung) unmittelbar Punkt VII (Gemeinplatz) folgt. Das ändert freilich nichts am Befund der kenntnisreichen und auf knappem Raum höchst informativen Darstellung der einzelnen Unterrichtsformen. Das Nachwort (S. 131-141) informiert nach einem konzisen Kurzabriss der Geschichte der antiken Rhetorik (S. 131-133) über das Wesen, die Genese und weitere Verfasser von Progymnasmata (S. 133-136), bevor es sich mit Aphthonios, dem Inhalt seines Werks, seiner Sprache und Stil, der Überlieferung und der gewaltigen Wirkung bis ins 19. Jh. hinein widmet (S. 136-141). Ein Literaturverzeichnis und das Schlusswort beschlie-

ßen ein nützliches Studienbuch im Format eines geschmackvoll gestalteten Taschenbuchs. Mögen dem inzwischen 93 Jahre zählenden Philologen zusammen mit seiner Frau viele weitere gesunde und produktive Jahre vergönnt sein!

MICHAEL LOBE

Albrecht, M. v. (2019): Carmina Latina. Cum praefatione Valahfridi Stroh. Studien zur klassischen Philologie 179, Berlin, Peter Lang, 166 S., EUR 44,95 (ISBN: 978-3-631-78992-6).

Von einem einzigartigen Buch soll hier die Rede sein. Wer Philologe in des Wortes emphatischem Sinne ist, für den ist die Sammlung der lateinischen Gedichte aus der Feder Michael von Albrechts ein Muss – als Zeugnis einer lebenslangen Liebe zum Lateinischen, als berührendes Dokument der erinnernden Treue an viele internationale Gelehrtenfreunde, als bunte Sammlung verschiedener Themen, Gattungen und Sprechweisen, hinter denen der große, gleichwohl stets unprätentiöse Gelehrte wie der Mensch von Albrecht aufscheint: Gedichte voller Heiterkeit, aber auch leiser Melancholie, Esprit, Phantasie, Lebensweisheit und Altersgelassenheit.

Das Buch wird eingeleitet von der lateinischen *praefatio* seines Schülers Wilfried Stroh, der den Besucher als gleichermaßen kundiger wie humorvoller und feinsinniger Botaniker in den prächtig blühenden Garten der *carmina* („*hanc amoenitatem horti*“) einführt. Der poetische Garten besteht aus acht Rabatten: fünf Pflanzungen mit *carmina*, zwei mit Elegien und eine mit Epigrammen.

Im Liber I mit dem Titel *De urbibus* werden europäische Städte thematisiert, zu denen von Albrecht eine besondere Beziehung hat, etwa Vergils Geburtsstadt Mantua, Rom natürlich, Stuttgart als Geburts- und Schulort, Heidelberg

als Ort akademischen Wirkens, Petersburg als Heimat des Großvaters und Vaters. So können diese 15 Gedichte auch als poetische Reprise von Lebensstationen aufgefasst werden, die voller Dankbarkeit an wissenschaftliche Weggefährten und akademische Institutionen erinnern.

Liber II mit dem Titel *De locis amoenis* weitet den Gesichtskreis über Europa hinaus, wenn u. a. Florida, die Universität von Illinois oder die Maya-Pyramide im mexikanischen Uxmal besungen werden – allesamt Orte der Autopsie und persönlicher Bekanntschaften.

Kein Zufall dürfte es sein, dass Liber III mit dem Titel *De poesi rediviva* den Mittelteil, gewissermaßen das Gravitationszentrum der fünf Bücher *carmina* einnimmt: Hier erweist von Albrecht poetischen Größen wie Jakob Balde, dem „polnischen Horaz“ Mathias Casimir Sabiewski, Giovanni Pascoli und den schwäbischen Landsmännern Josef Eberle und Hermann Weller seine Reverenz – und huldigt in einem schönen Text der Kraft der dichterischen Phantasie, die den allzu oft an erdenschwere Gravitation gefesselten Geist in die schwerelose Freiheit des Äthers zu entbinden vermag (*Terrena mentem pondera quae gravant | Tua sub aura continuo cadunt*).

Liber IV mit dem Titel *Ad magistros amicos* ist die anrührende Würdigung akademischer Lehrer, etwa Ernst Zinn, der als völlig uneitler, begnadeter Leser und Vermittler der römischen Literatur hervorgehoben wird, Thaddaeus Zielinski oder Viktor Pöschl. Dessen gerühmte Befähigung zum Blick für das Wesentliche macht schmerzhaft deutlich, woran es häufig an der Ausrichtung der gegenwärtigen Bildungsanstalten fehlt, in denen Medien und Methoden wie Moden und Eintagsfliegen kommen und gehen: *Magni putabat magna, minutias | curasque muscarum minores | despi-*

ciens aquilae volatu. Nebenbei: Von Albrechts Würdigungen vieler osteuropäischer Gelehrter, Bildungsinstitutionen und ihres großen Beitrags zur Bildungsgeschichte sind ein willkommener Gegenpart zur gegenwärtigen, medial geschürten Russophobie.

Liber V mit dem Titel *De floribus Musisque* weist Michael von Albrecht als aufmerksamen Beobachter von Naturschönheiten aus, die er in poetische Gemmen fasst, gleich, ob es sich dabei um verschiedene Blumenarten, Mäuse oder Katzen handelt. Ganz im horazischen Sinne verweisen bei ihm Naturphänomene oft auf tiefere Zusammenhänge.

In den beiden Büchern mit jeweils 12 Elegien finden sich nostalgisch-melancholische Töne, etwa im Text *De Petropoli urbe Europaea*, aber auch die Klage über die abnehmende Bedeutung der Klassischen Sprachen in der Lebensspanne von Albrechts: *Adspicite, o cives, Romanaque Graecaque lingua | Quo nunc sint, puero me fuerintque, loco!* Zugleich aber liest man auch heitere biographische Anekdoten, etwa über die Verleihung des Dichterlorbeers an Josef Eberle im Tübingen der 1950er Jahre, Freundschaftsbekundungen an Mitstreiter der *viva vox* wie Andreas Fritsch oder Wilfried Stroh, und gar ein Propemptikon an die von Heidelberg nach Berlin wechselnde junge Kollegin Melanie Möller.

Das abschließende Buch mit Epigrammen ist gattungstypisch ein bunter Strauß von Themen, den zu erkunden dem geneigten Leser selbst aufgegeben sei, getreu folgendem Epigramm von Albrechts, das gerade für lehrendes Personal die Notwendigkeit der Neugier und des intellektuellen Zustroms nie versiegender Lektüretätigkeit konstatiert:

Doctorem esse nego, teritur cui vita docendo.

Qui non dedidicit discere, doctor erit.

Zu Recht stellt Wilfried Stroh am Ende seiner Führung durch von Albrechts *hortus poeticus* fest, dass in der Sammlung Giftpfeile gegen andere Gelehrte oder Dichter fehlen, und führt das auf die Eigenschaften des großen Brückenbauers Michael von Albrecht („*certe est Pontifex maximus*“) zurück, der nur dann martialisch werde, wenn es um die Verteidigung der Weltsprache Latein geht – folgende Verse von Albrechts können durchaus als eine Art Vermächtnis und Aufforderung an die Nachgeborenen verstanden werden:

*Da Campum mihi Martium,
loricas, galeas, scutaque, pilaque,
fortes fac veniant equi,
ut linguam Latii tuter ab hostibus.*

MICHAEL LOBE

Reckermann, A. (2018): *Überzeugen. Rhetorik und politische Ethik in der Antike*, Hamburg, Felix Meiner Verlag, 342 S., EUR 24,90 (ISBN 978-3-7873-3437-7).

Wesentliches Anliegen des Buches von Alfons Reckermann (R.) ist es, die konstitutiven Merkmale einer griechisch-antiken, politischen Ethik zu rekonstruieren und zu bestimmen, die nach seiner Auffassung ihre Herkunft in besonderer Weise der Rhetorik verdankt. Zur Kennzeichnung dieser spezifischen Form politischer Ethik wählt er zusammenfassend und einprägsam die Junktur „rhetorisch fundierte Polis-Ethik“ (passim). Legitimiert sieht er seine Untersuchung v. a. dadurch, dass dieser Aspekt politischer Ethik in der bisherigen Forschung (zu) wenig Beachtung gefunden habe, nicht aber darin, sie zum einen aufgrund ihrer historischen Bedingtheit als überholt zurückzuweisen oder aber auf der anderen Seite ihr Handlungshinweise oder -anweisungen für die Gegenwart zu entnehmen, da die Modelle und

Praxis der Demokratie im antiken Athen und in der Moderne zu stark differierten. Ein Urteil darüber stellt er dementsprechend der Leserschaft anheim – eine Position, die am Ende des Buches indes eine leichte Relativierung erfährt. Die Gründe der Vernachlässigung der rhetorischen Fundierung der politischen Ethik sieht er einerseits in der für den Untersuchungsgegenstand problematischen Überlieferungslage, die die zu analysierenden Texte nur fragmentarisch oder in Genera wie etwa Drama, Lyrik, Historiographie biete, auf der anderen Seite in der überragenden Bedeutung der beiden Philosophen Platon und Aristoteles, die maßgeblich wurden für den Begriff einer als Wissenschaft verstandenen Philosophie, deren Wissenschaftlichkeit in der Kenntnis und Darlegung der ersten Gründe bestehe, was – in die Praxis übertragen – letztlich das Handeln an den Maßstab einer „regulativen Idee‘ des Gerechten“ (11) ausrichte und an diese binde in der Überzeugung, dass die Vernunft zu einer Erkenntnis des Guten fähig sei, während die Rhetorik (zumindest bei Platon) in den Bereich des Strategischen verwiesen werde mit Blick auf Macht-, nicht aber Rechtsverhältnisse.

In Abgrenzung dazu postuliert R. innerhalb der antiken praktischen Philosophie gegenüber Platon und Aristoteles für die rhetorisch fundierte Polis-Ethik einen eigenständigen Rang, sie genieße eigene Dignität als Forschungsgegenstand. Der Durchgang durch zahlreiche Texte und Stationen der Geschichte Athens lässt ein Bild von ihr entstehen, das sich aus mehreren grundlegenden Zügen zusammensetzt und sich in komprimierter Form wie folgt beschreiben lässt.

Ihr liegt demnach zunächst die Vorstellung zugrunde, dass die anfängliche, natürliche, ‚tierische‘ Verfasstheit der Menschen und ihrer

Verhältnisse untereinander von Gewalt und dem auf physischer Kraft basierenden Streben nach Durchsetzung des eigenen Vorteils geprägt war. Die Überführung dieses Zustandes in an das Recht gebundene Verhältnisse bedurfte gestaltender Kräfte, insbesondere der politischen Kunst, wobei der Rhetorik eine herausgehobene Bedeutung zukam. Zu den zentralen Elementen dieser ethisch verantwortlichen Rhetorik gehören: Nicht von vorgängigen Kategorien ausgehend, sondern vom einzelnen Menschen, verstanden als am eigenen Nutzen orientiertes Mängelwesen, besteht ihre Aufgabe darin, durch Verbindung des Nützlichen mit dem Angenehmen auf dem Weg des Ausgleichs divergierender Interessen in der Polis eine Wertegemeinschaft zu etablieren, die an die Stelle des gewaltsamen Austragens von Konflikten Überzeugen und Kooperation setzt. In diesem Sinne ist sie eine „Dienstleistungsethik“ (236), die bezogen auf die historische Situation des antiken Athen einen Beitrag zur Bewältigung der wesentlichen ordnungspolitischen Aufgaben leistete („Mitte“ zwischen dem aristokratischen und dem demokratischen Muster der polisinternen Machtverteilung und der kollektiven Handlungsorientierung; die Herstellung eines transparenten Zugangs zu politischer Gestaltungsmacht [...] und schließlich die Schaffung von Voraussetzungen dafür, dass der ‚Krieg‘ ein Mittel der Politik bleibt und sich nicht zu zerstörerischer ‚Gewalt‘ verselbstständigt.“ (236) Sie nimmt daher für sich in Anspruch, als das Pharmakon gegen Stasis und Tyrannis anerkannt zu werden, geeignet, einer isonomen Ordnung Beständigkeit zu verleihen.

Zu ihrem Wesen zählt auch die Selbstreflexion, die aus der Einsicht resultiert, dass sie sich eines Mediums bedienen muss, der Sprache und ihrer Kunstmittel, deren Anwendung

auch für schädliche Ziele genutzt werden kann und deren Einsatz für das Heilsame dagegen gesichert werden muss. Insofern sie im Raum immer ambivalenter Meinungen agiert, sieht sie sich der Forderung ausgesetzt, ihre Überzeugungskraft ohne letztlich begründbares Wissen zu entfalten. „Ihr ordnungspolitisches Grundproblem ist deshalb die gewaltfreie Herstellung von Konsens bei gegebenem oder jederzeit möglichem Dissens.“ (15)

Im Einzelnen gliedert sich das Buch in drei große Blöcke. Der erste arbeitet anhand der Orestie des Aischylos Wesen und Problematik einer Ethik heraus, die den anfänglich infolge seiner Rechtlosigkeit zerstörerischen Naturzustand in ein an Recht gebundenes soziales Gebilde überführt. (21-46) Im Zentrum des zweiten Hauptteils (47-126) stehen Isokrates und seine in seinen politischen Reden entworfene Überzeugung von der Redekunst als bedeutendstem Werkzeug für das menschliche Leben und Zusammenleben. Die dritte Großeinheit (127-229) thematisiert die Problematik der Realisierung einer rhetorisch fundierten politischen Ethik, eben ihre Möglichkeiten und Grenzen, insbesondere Solon, Kleisthenes, Themistokles und Perikles auf Grundlage der wesentlichen Textzeugnisse in den Blick nehmend. Es zeigt sich, dass das Spannungsverhältnis zwischen Macht und Recht, Überzeugungskraft und -wille und Gewalt, zwischen Beständigkeit und Bewegung auch den versiertesten Rhetor auf die Einsicht zurückwirft, dass der Erfolg seines Wirkens von Faktoren abhängt, die er nur begrenzt beeinflussen kann.

Die Fülle des verarbeiteten Materials macht es unmöglich, in größerem Umfang auf Einzelheiten einzugehen. Nur Weniges sei deshalb herausgegriffen: Man kann die große didaktische Kompetenz des Autors, die Linien und

Ergebnisse seiner Analysen in einer luziden Zusammenschau zusammenzuführen, nur bewundern. Als Beispiel diene die Seite 93 mit den Formulierungen zu gerechter, menschenfreundlicher und gottgefälliger Politik. Großartig sind die Verbindung von historischer Analyse und literarischer Interpretation, wie sie z. B. bei der Behandlung Solons vorgenommen wird, aber auch die Betrachtungen zur Gefallenrede des Perikles. Auch wenn Vergangenes den Gegenstand des Buches bildet, vermittelt es durchweg – auch aktualisierbare – Einsichten in grundlegende Kategorien politischen Denkens und Handelns: Naturzustand, Selbsterhaltungswille, Rechtlosigkeit, Macht, Gewalt, Konflikt, Krieg und demgegenüber Gemeinwesen in Bindung an Formen des Rechts, Gerechtigkeit, Wertegemeinschaft, Kooperation, Ausgleich von Interessen, Konsens, Isonomie und Isegorie – um nur Einiges zu nennen –, all das sind Begriffe, auf deren immer erneutes Durchdenken ein demokratisch legitimes Gemeinwesen nicht verzichten kann. Mag R. selbst das auch in der Schwebe lassen, wird man dem Autor dennoch attestieren dürfen, auch gegenwärtiger Politik durchaus bedenkenswerte Impulse gegeben zu haben, die sich gebündelt in der Schlussbetrachtung finden: das Angewiesensein einer Demokratie auf eine lebendige Debatte in gegenseitigem Respekt, der kluge Verzicht auf Beschönigen von Problemen, die Fähigkeit zur selbstkritischen Prüfung und Offenheit eigenen Fehlern gegenüber, der Primat des Allgemeinwohls gegenüber schrankenlosen Individualinteressen (243).

Die Seiten 245 bis 342 umfassen ein Abkürzungsverzeichnis, sehr umfangreiche bibliographische Angaben, zahlreiche Anmerkungen, die den Text zusätzlich im Detail erschließen, Register zu Personen (antike und moderne

Autoren, Personen aus Politik, Mythologie und Literatur).

Alfons Reckermann hat nicht nur in stilistisch ausnehmend gelungener Form die rhetorisch fundierte Polis-Ethik kenntnis- und materialreich aufgearbeitet und dargestellt, er hat darüber hinaus dank seiner kategorialen Erschließungskraft einen verdienstvollen Beitrag zur politischen Bildung geleistet.

BURKARD CHWALEK

Bartels, K. (2019): Jahrtausendworte – in die Gegenwart gesprochen, Reihe Paradeigmata, Bd. 50, 2. Aufl. Freiburg/Br., Rombach Verlag, 204 S., EUR 46,- (ISBN: 3793099415, gebunden).

Klaus Bartels muss man hier nicht vorstellen, sein Buch „*Veni vidi vici. Geflügelte Worte ...*“ (15. Auflage 2016) und den Band „*Romsprechende Steine. Inschriften aus zwei Jahrtausenden*“ (5. Auflage 2018) hat jeder gestandene Lateinlehrer greifbar im Bücherregal. Vermutlich auch etliche andere Titel aus seiner Feder. Er ist einer der unermüdlichen Vermittler der antiken Kultur in den Medien. Für seine jahrzehntelang laufenden Kolumnen in großen deutschsprachigen Tageszeitungen und Zeitschriften (Streiflichter aus der Antike, Wortgeschichten) wurde er 2004 mit dem Preis der Stiftung für Abendländische Ethik und Kultur ausgezeichnet. Die Kolumnen in der NZZ oder in der ZS Antike Welt sind moderne Klassiker und verraten einen feinsinnigen Beobachter der Gegenwart und einen kenntnisreichen Philologen mit Humor.

In seiner Sammlung „*Jahrtausendworte – in die Gegenwart gesprochen*“, das kürzlich in zweiter Auflage im Freiburger Rombach Verlag als Band 50 der Reihe Paradeigmata erschienen ist, präsentiert er Sätze, Anekdoten, Standpunkte, die in der Antike formuliert wurden und durch

die Epochen hindurch nichts von ihrer Kraft und Schönheit verloren haben. Er zeigt, wo sie herkommen, was sie einmal bedeuteten und warum sie uns noch immer ansprechen.

Klaus Bartels präsentiert einen weiten Fächer antiker Leitgedanken, die uns bis heute unmittelbar herausfordern. Klassische Zitate wie Platons Wort von den Regierenden als den „Dienern des Gesetzes“ finden hier ihren Kontext; viele weniger bekannte überraschen mit ihrer frappierenden Aktualität. Da entdeckt die Stoa jenseits des Landesverrats einen noch übleren „Menschheitsverrat“ und fordert unsere Verantwortung auch für die „inskünftig Lebenden“ ein. Da mahnt Marc Aurel, gegenüber „Unmenschen“ nicht selbst „unmenschlich zu empfinden“, „sich nicht anzugleichen“. Da bewundert wieder Marc Aurel das vollkommene Recycling der Natur „in sich selbst“, und da beklagt Tertullian das „Überhandnehmen“ des Menschengeschlechts: „Wir sind der Welt zur Last!“ Die zwölf Kapitel von „Selbsterkenntnis, Gotteserkenntnis“ bis „Bildung und Wissenschaft“ laden immer wieder dazu ein, die Antike im Spiegel der Gegenwart, die Gegenwart im Spiegel der Antike zu betrachten.

Gleich wo man das Buch aufschlägt, man beginnt schmunzelnd oder fasziniert zu lesen und zu blättern und weiterzulesen, etwa auf S. 68: „Chrysipp erzählt, ein megareicher junger Mann aus Ionien habe sich in Athen aufgehalten und sei dort in einem Purpurgewand mit goldenem Saum aufgetreten. Als einer ihn fragte, woher er sei, habe er erwidert, er habe Vermögen.“

Zur Erläuterung schreibt Klaus Bartels: „Die Anekdotentradition hat den vaterlandslosen Rucksack-Philosophen Diogenes mit dem Schlagwort ‚Kosmopolites – Weltbürger‘ zum frühen Verkünder eines weit über die

Mittelmeerwelt hinausschauenden, weit über die Antike hinausweisenden Kosmopolitismus gemacht. Eine entsprechende, eher wahr anmutende Anekdote bezeugt daneben das Aufkommen einer anderen, nicht minder zukunftssträchtigen Spielart dieser schönen neuen Weltoffenheit, sozusagen eines ‚Plutopolitismus‘, in dem die goldene Kreditkarte zum weltweit gültigen Reisepass wird.“

Auf S. 120 stößt der Leser auf die Überschrift „Sechzig, achtzig, hundert Jahre“ und erfährt: „In den Fragmenten des ionischen Lyrikers Mimnermos von Kolophon aus der Zeit um 600 v. Chr. steht die Klage über die Beschwerden des Alters im Vordergrund. Noch zu seinen Lebzeiten hat der Athener Solon ihm über das Ägäische Meer hinweg in lebensfrohem, geradezu altersfrohem Ton Paroli geboten“:

„Als Mimnermos geschrieben hatte: ‚Wenn mich doch ohne Altersgebrecen und quälende Sorgen mit dem sechzigsten Jahr träfe des Todes Geschick!‘ tadelte Solon ihn und erwiderte: ‚Nein doch: hörst du auch jetzt noch auf mich, so streiche die sechzig und verarge mir’s nicht, dass ich auf Besseres kam! Schreib das noch um, hellstimmiger Meister, und singe stattdessen: ... mit dem achtzigsten Jahr träfe des Todes Geschick!‘“

Bartels: „Als Solon diese Verse schrieb, hatte er die Sechzig wohl schon überschritten (‚hörst du auch jetzt noch auf mich ...‘). Ein neues Update dieser alten Verse dürfte aus dem ‚sechzigsten Jahr‘ des Mimnermos heute leichtherhand ein ‚achtzigstes‘, aus Solons ‚achtzigstem‘ ein hundertstes Jahr machen.“

Ein drittes Beispiel, wie die anderen beiden außerhalb des üblichen Erwartungshorizonts, S. 124: Das Kind im König.

„Seine Kinder liebte Agesilaos über alle Maßen und hatte die größte Freude daran, mit

ihnen zu spielen. So soll dieser König vielfach, als sie noch klein waren, auf einem hölzernen Stecken wie auf einem richtigen Pferd aufgesessen und auf solch einem Steckenpferd in seinem Haus mit seinen Kindern herumgeritten sein. Als er bei diesem fröhlichen Kinderspiel einmal unversehens von einem seiner Freunde überrascht wurde, legte er diesem dringend die Bitte ans Herz, doch ja niemandem ein Wort davon zu sagen, der noch nicht selbst Vater von Söhnen geworden sei und Kinder in diesem Alter habe.“

Dazu Klaus Bartels: „Anekdoten von Spartanern: Da erwarten wir wortkarge ‚lakonische‘ Kürze oder sonst karge ‚spartanische‘ Härte. Umso menschlicher – und glaubwürdiger – nimmt sich vor dem Hintergrund dieser Männer- und Kriegergesellschaft Plutarchs Bericht vom Steckenpferd des Spartanerkönigs Agesilaos des Großen (um 444 - um 360 v. Chr.) mit seinen Söhnen aus.“

Der Überzeugung von Klaus Bartels, dass die Antike auch heute noch ihren pädagogischen Sitz mitten im Leben hat, können wir nur beipflichten.

JOSEF RABL

Zimmermann, B. (2018): Die griechische Tragödie. Stuttgart, Alfred Kröner Verlag, 160 S., EUR 16,90 (ISBN: 978-3-520-51501-8).

Bernhard Zimmermann (Z.), Lehrstuhlinhaber für Klassische Philologie an der Universität Freiburg/Br., legt eine überarbeitete Fassung seines Buches vor, das zum ersten Mal 1986 erschienen ist. Da die deutsche Ausgabe seit langem vergriffen ist, bot es sich an, eine Neufassung in Angriff zu nehmen. Z. ist besonders dafür prädestiniert, eine knappe Übersicht über die Geschichte und Entwicklung der griechischen Tragödie vorzulegen,

weil er sich intensiv mit diesem Sujet auseinandergesetzt hat. Ich denke vor allem an das von ihm herausgegebene und inzwischen zum Standardwerk avancierte Opus: Handbuch der griechischen Literatur der Antike. Erster Band. Die Literatur der archaischen und klassischen Zeit. Verlag Beck: München 2011. Darin hat er die Passagen zu Aischylos (561-573), Sophokles (573-588) und Euripides (586-606) beige-steuert. Inzwischen sind weitere Publikationen von Z. im Kröner-Verlag erschienen (Aischylos. Die Tragödien, übertragen von Johann Gustav Droysen, durchgesehen von Walter Nestle, 7. Auflage, von Bernhard Zimmermann neu herausgegeben, gründlich überarbeitet und neu eingeleitet (Kröners Taschenausgabe 152), Stuttgart 2016; [vgl. dazu die Rez. von B. Chwalek in dieser Zeitschrift, Heft 1, 2019, 44-46] sowie Euripides: Die Dramen, Band I und II. Nach der Übersetzung von J. J. Donner und der Bearbeitung von Richard Kannicht, neu herausgegeben und eingeleitet von Bernhard Zimmermann. 3., gründlich überarbeitete und neu eingeleitete Auflage, Stuttgart (Kröner) 2016; [vgl. dazu die Rez. von M. P. Schmude, in: Forum Classicum, Heft 1, 2019, 68-71]).

Im Vorwort des zu besprechenden Bandes erklärt Z., dass das Ziel des Buches nicht die Auseinandersetzung mit der enorm angewachsenen Sekundärliteratur Thema ist, sondern einen Überblick über die Werke der drei bedeutendsten griechischen Tragödiendichter zu bieten, sowohl für den interessierten Laien als auch für Studierende, die sich mit der antiken Literatur befassen.

In der instruktiven Einleitung (1. Kapitel, 9-44) erhält der Leser bereits interessante Einblicke zur Überlieferung der griechischen Tragödie, zu den Verbindungen zwischen Kult bzw. Politik und Tragödie, über die äußeren

Rahmenbedingungen der Aufführung von Theaterstücken in Athen und zur Struktur einer griechischen Tragödie, des Weiteren zu Metrik, Musik, Chor und Handlung.

Es sollen zwei Punkte herausgegriffen werden, einerseits die Beziehungen zwischen Politik und Tragödie, andererseits die Struktur einer griechischen Tragödie. Z. zeichnet in kurzen Strichen die Entwicklung der Verbindungen zwischen Politik und Tragödie. Der Tyrann Kleisthenes – so Herodot (Historien V 67) – habe aufgrund seiner machtpolitischen Interessen den Chorgesang „dem Gott Dionysos und das im Zusammenhang des Festes dargebrachte Opfer einem von ihm aus Theben eingeführten Heros Melanippos [...] übertragen“ (21). Eine ähnliche Entwicklung lässt sich in Athen unter dem Tyrannen Peisistratos beobachten, der die Überführung des Standbildes des Dionysos von Eleutheraí nach Athen veranlasste. Dadurch gelang es dem Tyrannen, Athen zum religiösen Zentrum Attikas zu machen. Damit kam er den Wünschen der Landbevölkerung entgegen, die seit langer Zeit Dionysos gefeiert hatte. Im 5. Jahrhundert avancierten die Dionysien zum wichtigsten Fest in Athen. So gelang es angesichts der symbolischen Handlungen, einerseits „im Innern das Gemeinschaftsgefühl des Demos zu stärken“, andererseits „nach außen die Macht Athens“ zu verdeutlichen (22). Ich komme nun zur Struktur einer griechischen Tragödie: Der Tragödiendichter war gehalten, sich an den Gruppen zu orientieren, die am Drama beteiligt waren: den Schauspielern und dem Chor. Aristoteles hat in seiner Poetik (Kap. 12) die typische Struktur der klassischen Tragödie beschrieben, die im Wechsel von Partien einerseits des Chores, andererseits der Schauspieler bestand. Der Wechsel von gesungenen, rezitierten und gesprochenen Teilen bestimmt

die Struktur der griechischen Tragödie (34). Im Folgenden beschreibt Z. die stereotypen ‚Bauformen‘ (34f.), die bei allen Tragödiendichtern der griechischen Klassik nachweisbar sind: die Anagnórisis (Wiedererkennung), die Intrige, die Peripetie und der Botenbericht. Z. liefert jeweils Beispiele, die die Partien der klassischen Tragödie bei den drei Dichtern besonders anschaulich zeigen.

Im zweiten Kapitel steht Aischylos im Vordergrund (45-77), im dritten Kapitel widmet sich Z. Leben und Werk des Sophokles (78-112), um dann im vierten Kapitel die dramatischen Werke des Euripides vorzustellen (113-161). Da nach den drei großen Tragikern kaum noch Autoren von besonderer Bedeutung auftraten, kann das fünfte Kapitel: Die nachklassische Tragödie kurz und knapp ausfallen (162-165). Auf die Rezeption der drei großen griechischen Tragödiendichter geht Z. nicht ein, am Ende des Buches findet der Leser einige einführende Literaturangaben (167-171) sowie einen Stammbaum (Die Atriden, die Labdakiden, Herakles und die Aiakiden, 172-173). Über die Auswahl von Literatur, die den Leser interessieren könnte, lässt sich trefflich streiten. Man hätte vielleicht einen Hinweis auf ein richtungsweisendes Opus von M. Fuhrmann erwartet, wenn der Blick auf die Rezeption gerichtet werden sollte (M. F. (Hrsg.), *Terror und Spiel. Probleme der Mythenrezeption*. Paderborn (Fink Verlag) ³2016).

Am Beispiel der Antigone des Sophokles soll aufgezeigt werden, wie Z. die Leser jeweils in Kenntnis setzt (88-98). Zunächst wird in gebotener Kürze der Inhalt des Stückes vorgestellt, damit der situative Rahmen klar ist. Dabei geht Z. auf die umstrittene Rechtfertigungsrede Antigones (V. 891-928) näher ein und zitiert einen Abschnitt aus einem Gespräch Goethes

mit Eckermann vom 28.3.1827 (90f.). In dem Zitat stört sich Goethe an einem Motiv, das er für inakzeptabel hält und äußert daher den Wunsch, dass die Philologie die Echtheit dieser Passage widerlege (90/91). In der Tat gab es Fachleute, die diese Passage für unecht erklärten, aber Z. verweist auch auf Argumente für die Echtheit (mit Hinweis auf die einschlägige Forschungsliteratur). An diesem Beispiel wird deutlich, dass Überlieferungsfragen von Texten, aber auch Vergleiche mit anderen Autoren oder Textstellen und der ideologische Standpunkt der Interpreten in der jeweiligen Epoche entscheidend sein können. Zentrale Textpassagen werden von Z. interpretiert, so dass ein Gesamtbild des Stückes entsteht. Dem Autor gelingt es auf engem Raum, wesentliche Gedanken und Ideen der Griechen zu vermitteln, die auch in unserer Zeit von großer Bedeutung sind: existentielle, religiöse und philosophische Fragestellungen, z. B. das Individuum und die Welt, die Seinsfrage, Charakter und Schicksal, Schuld und Sühne.

Zitate werden stets in deutscher Übersetzung geboten, Einzelbegriffe zweisprachig, ein Verfahren, das es erlaubt, ein Schlüsselwort gegebenenfalls im griechischen Originaltext schneller finden zu können.

Wer sich mit der griechischen Tragödie befassen möchte, ist gut beraten, auf das instruktive Buch von Zimmermann zurückzugreifen, um einen ersten Zugang zum Thema zu erhalten.

DIETMAR SCHMITZ

Janka, M. (Hrsg., 2017): Latein. Didaktik. Praxis- handbuch für die Sekundarstufe I und II, Berlin, Cornelsen, 256 S., EUR 23,99 (ISBN 978-3-589-15531-6).

In einer Zeit des Aufbruchs des altsprachlichen Unterrichts, des Versuchs, ihn wieder

für viele zu öffnen, in einer Zeit der Angriffe von vielen Seiten und der manchmal verzweifelt wirkenden Versuche, das oft schwierige oder schwierig zu vermittelnde Fach sympathisch und modern zu machen – in einer solchen Zeit sucht man nach zusammenfassenden Überblicken. Versuche dazu gibt es mehrere.

Das hier zu besprechende Werk enthält die folgenden Beiträge oder Kapitel: Vorwort (S. 6-7). – Teil I: Voraussetzungen: 1. Volker Müller: Historisch-institutionelle und kulturelle Voraussetzungen (S. 8-34). – 2. Volker Müller: Schülerindividualität (S. 35-39). – Teil II: Unterricht: 3. Volker Müller / Markus Janka: Die Spracherwerbsphase und ihre Zielsetzung (S. 40-61). – 4. Volker Müller: Arbeiten mit dem Lehrwerk (S. 62-86). – 5. Markus Janka: Übersetzen (S. 87-100). – 6. Markus Janka Textarbeit (S. 101-112). – 7. Markus Janka: Formen der Interpretation (S. 113-132). – 8. Jan König: Die Lektürephase (S. 133-155). – 9. Rüdiger Bernek: Unterrichtsplanung (S. 156-171). – Teil III: Herausforderungen: 10. Volker Müller: Fachspezifische didaktisch-methodische Forderungen an den Lateinunterricht (S. 172-181). – 11. Volker Müller: Alternative Unterrichtsmethoden (S. 182-190). – 12. Volker Müller: Kooperation im fächerverbindenden und fächerübergreifenden Lateinunterricht (S. 182-202). – 13. Michael Stierstorfer: Latein und die Präsenz der Antike in der postmodernen Alltagskultur (S. 203-221). – 14. Rüdiger Bernek: Kompetenzorientierung im Lateinunterricht (S. 222-231). – 15. Volker Müller: Inklusion im Lateinunterricht (S. 222-238). – Literatur (S. 239-256). Der Autor Volker Müller steuert also zur von Janka herausgegebenen Fachdidaktik insgesamt ca. 104 Seiten von insgesamt 256 Seiten bei, das sind etwa 40,6%. Vom Herausgeber Janka stammen 59 Seiten von insgesamt 256 Seiten, ca. 23,05%.

Der Herausgeber dankt dem Verlag im Vorwort „für die Aufgeschlossenheit gegenüber seinem Konzept, unterschiedliche Forscher- und Lehrergenerationen aus Universität und Schule einbinden zu können“ (S. 7). Das klingt gut, denn es verkündet Pluralismus und Offenheit. Aber ich kann bei den Autoren (laut Autorenverzeichnis, S. 2) höchstens zwei Generationen erkennen: Markus Janka und Rüdiger Bernek auf der einen Seite, Volker Müller, Michael Stierstorfer und Jan Michael König auf der jüngeren Seite. Ebenso wenig kann ich erkennen, dass es hier unterschiedliche Forschergenerationen und Lehrergenerationen gibt. Was sind überhaupt unterschiedliche Forschergenerationen? Meint der Herausgeber ältere und jüngere, also unterschiedlich alte, oder meint er traditionelle und provokante oder ungewöhnliche Methodiker? Das wird weder an dieser Stelle noch im gesamten Buch deutlich. Unterschiedliche „Lehrergenerationen“ lassen sich bei den Verfassern nicht finden, viele der Autoren des vorliegenden Bandes sind entweder gar nicht oder wenig durch Schulpraxis ausgewiesen.

Grundsätzlich handelt es sich um ein ambitioniertes Werk. Denn es versucht, Fachwissenschaft und Fachdidaktik zu verbinden und möglichst umfassend zu sein. Die Themen der Kapitel lassen auch auf den ersten Blick vermuten, dass viele wichtige Fragen und Bereiche des Lateinunterrichts berücksichtigt sind. Aber fast jedes Kapitel bietet Probleme für den Leser und für die praktische Nutzbarkeit. Die meisten Kapitel können hier nur knapp geschildert und besprochen werden.

Kapitel 1 ist in vielen Teilen eine Darstellung, die sich auf Darstellungen anderer verlässt, also bereits vermitteltes und gefiltertes, oft lexikalisches Wissen referiert und nicht auf Lektüre der Originale beruht. Oft geht das nicht

anders, aber größte Vorsicht und Prüfung der referierten Referate wäre angebracht gewesen. Das Kapitel verschafft einen Überblick über die Entwicklung des Lateinunterrichts von der Antike bis zum Jahr 2017. Es scheint für den historischen Überblick mehr von der erwähnten Sekundärliteratur zu leben als von der Lektüre all der genannten Quellen von Donat und Priscian bis Robinsohn. Aus diesem Grund ist das Kapitel zumindest bis zur Seite 18 äußerst kompakt und voraussetzungsreich und bleibt unanschaulich. Wer auch nur einige der genannten Originalwerke gelesen hat, versteht hingegen den Text. Wer älter ist, hat die gesamte dargestellte Entwicklung mitverfolgt, und insofern ist die historische Darstellung des Verfassers (der 2017 sein zweites Staatsexamen ablegte) dennoch eine auf großer Arbeit beruhende Leistung. Bedauerliche Lücken: Heinrich Roth wird im Zusammenhang der Seiten 16-17 nicht erwähnt (Roth, H. (1957-1983): Pädagogische Psychologie des Lehrens und Lernens). Bei der Darstellung der Lehrplanentwicklung fehlt der Hinweis auf die „Berliner Schule“ (Heimann, P. / Otto, G. / Schulz, W. (1979): Unterricht: Analyse und Planung, zehnte Auflage, Hannover). Ab S. 18 wird die Darstellung konkreter und anschaulicher, denn sie behandelt, wenn auch wiederum lückenhaft, die Entwicklung des Lateinunterrichts seit 2001. Ein Verweis auf die vielen von Kultusministerien veranlassten Untersuchungen zum Sprachniveau bei Schülern der 6. Jahrgangsstufe mit entweder Latein oder Englisch als erster Fremdsprache wäre erfreulich gewesen; dieser Verweis erfolgt erst in einem anderen Beitrag auf S. 194f. Ebenso fehlt der Hinweis auf den wichtigen Aufsatz von Klaus Westphalen (2003): Latein oder Französisch. Überlegungen zum Bildungswert der zweiten Fremdsprache – Replik auf eine

empirische Untersuchung, *Forum Classicum* 46.1, S. 3-11 (der Aufsatz bringt Einwände gegen die Behauptungen in vier Aufsätzen von Ludwig Haag und Elisabeth Stern, von denen zwei im Literaturverzeichnis genannt sind).

Das Kapitel 2 über „Schülerindividualität“ (S. 35-39) ist eine sehr knappe Darstellung der notwendigen Differenzierung. Es wird wohl kaum ausreichen, um den Lesern Anleitungen zu geben, aber dies ist zugegebenermaßen auch schwierig. Es müsste sogar ein Kapitel über Lehrerindividualität hinzukommen, denn es ist unmöglich, dass jede Lehrperson dieselben Methoden gleich engagiert oder gleich charismatisch anwendet.

Das Kapitel 3 („Die Spracherwerbsphase und ihre Zielsetzung“, S. 40-61) plädiert sinnvoll dafür, dass Grammatikarbeit nicht nur der Übersetzungsfähigkeit dient, sondern der sogenannten Sprachautonomie und der Lektürefähigkeit insgesamt (also zum Beispiel auch der Fähigkeit, Texte zu erschließen). Es enthält ein begründetes Plädoyer für die Verbindung von Kulturkunde oder Realienkunde mit der Wortschatzarbeit.

Das Kapitel 4 („Arbeiten mit dem Lehrwerk“) gibt eine fleißige Übersicht über die Lehrbuchgenerationen und ihren Aufbau. Die Probleme der einzelnen Konzeptionen oder die Einwände dagegen, auch die Argumente Pro und Contra älterer und neuerer Lehrwerke werden nicht vollständig erwähnt und nicht an Beispielen exemplifiziert. Wie man „mit“ einem Lehrwerk in der Praxis arbeitet oder wie man manchmal auch „gegen“ ein Lehrwerk arbeiten muss, ist das tägliche Kunststück der Lehrkräfte und der Lernenden. Dazu bekommt man keine genauen Praxisbeispiele. Das einzige Beispiel stammt aus dem verlagseigenen Werk *Adeamus* (S. 73). Eine genaue Abstimmung mit

dem Kapitel 3 wäre ertragreich gewesen, ebenso mit dem ganz anders ausgerichteten Abschnitt zur Wortschatzarbeit (S. 146-150) in Kapitel 8 („Die Lektürephase“). Auf S. 80f. werden ohne jede Wertung und meist ohne Beispiel Übungsformen und Formen der Wortschatzarbeit katalogartig mit dem Terminus vorgestellt. Neu für die lateinische Fachdidaktik ist der hochinteressante Hinweis auf Geoffrey Leechs „Sieben Arten von Bedeutung“ und deren Anwendung im Unterricht (Leech, G. N. (1974): *Semantics. The Study of Meaning*, Harmondsworth). Andererseits wird das Werk Wirth, Th. / Seidl, Ch. / Utzinger, Ch. (2006): *Sprache und Allgemeinbildung. Neue und alte Wege für den alt- und modernsprachlichen Unterricht am Gymnasium (Sprachtheorie für Maturitätsschulen)*, Zürich (vgl. www.swisseduc.ch/sprache/) nicht rezipiert. Es wird aber im Literaturverzeichnis mit verkürzter Verfasserangabe aufgeführt (Theo Wirth et al.) und im Kapitel 12 auf S. 195 genannt.

Kapitel 5, 6 und 7 stammen vom Herausgeber selbst. Sie behandeln das zentrale Geschehen des Lateinunterrichts: Textarbeit, Interpretieren, Übersetzen. Die Beiträge sind eher auf dem Stand von 2012, auch wenn spätere Veröffentlichungen erwähnt werden, allerdings lückenhaft. Eine Unterscheidung der verschiedenen Funktionen des Übersetzens bei der ersten Lektüre, bei der „Dekodierung“ des Textes, bei der endgültigen Wiedergabe und bei Überprüfungen wird nicht deutlich. Bedauerlicherweise wiederholt Janka seine Verwechslung von Lohmann und Glücklich und schreibt dem Rezensenten das „sukzessive Determinieren“ Lohmanns zu. Das hatte er bereits in einem früheren Aufsatz in der Zeitschrift *Scrinium* getan (Janka, M. (2011): *Neue Rhapsoden braucht das Land. Zur Praxis neuerer deutscher Übersetzungen aus den alten*

Sprachen, *Scrinium* 56.1+2, S. 3-21). Diesen Artikel erwähnt Janka auch in seinem Beitrag. Der Rezensent hatte damals eine Gegendarstellung veröffentlicht: Glücklich, H.-J. (2011): Übersetzen und Erschließen – Zur Abwehr problematischer Vorstellungen, *Scrinium* 56.3, S. 20-35. Sie stand ebenfalls in *Scrinium* und beide Aufsätze, der Jankas und der Glücklichen, standen lange Zeit nebeneinander auf der Website des Landesverbands Rheinland-Pfalz. Ich hatte nachgewiesen, dass Lohmanns und meine Methode unterschiedlich sind. Dieter Lohmann hatte in seinem Aufsatz „Die Schulung des natürlichen Verstehens im Lateinunterricht“ (Der altsprachliche Unterricht 11,3, 1968, 5-40), folgende Ausdrücke verwendet: S. 17: „syntaktische Determinierung“, vorher S. 15-16: „Determinierungsvorgang“, „Sukzessivität der einzelnen Satzglieder“, nachher S. 18: „Dieser Prozess wirkt, wie sich zeigen ließ, ‚dynamisch‘ in steter Vorausschau auf das Satzende, das schrittweise durch die sukzessive funktionale Einordnung der einzelnen Satzglieder determiniert wird.“ Entsprechend spricht Stefan Kipf (Altsprachlicher Unterricht in der Bundesrepublik Deutschland, Bamberg 2006, S. 86) sachrichtig vom „sukzessiven Verfahren“ und vom „sukzessiven Determinieren zum Verb hin“. Der Zusatz „zum Verb hin“ ist wichtig, denn gerade dies berücksichtigt Janka kaum. Ebenso wenig charakterisiert er meinen Vorschlag richtig. Ich spreche von einer „linearen Erschließung der Satzkerne“ („Satz- und Texterschließung“, in: Der altsprachliche Unterricht 30,1,1987, 5-31). Ich verweise dabei auf meinen anderen Aufsatz „Lineares Dekodieren, Textlinguistik und typisch lateinische Satzelemente“, in: Der altsprachliche Unterricht 19,5, 1976, 5-36. Janka berücksichtigt bei der Darstellung meines Verfahrens auch nicht, dass ich das lineare Erfassen

von Wortblöcken immer mit der semantischen satzübergreifenden Texterschließung verbinde, deswegen hieß mein von ihm erwähnter Aufsatz ja auch „Satz- und Texterschließung“ und stellt auf den Seiten 23-25 die „textsemantisch-textsyntaktische Erschließung“ dar, auf den Seiten 25-29 die „Kombination von Text- und Satzererschließung“ und den „Aufbau von Lektürestunden“, auf Seite 29f. den „Aufbau einer Erwartung an den Text – die echte Lesersituation“.

Sehr gut hat Werner Meincke in einem von Janka nicht berücksichtigten Aufsatz die verschiedenen Methoden praxisnah dargestellt (Meincke, W. (1993): Handreichungen zur Satz- und Texterschließung im Lateinunterricht, *Der altsprachliche Unterricht* 36.4+5, S. 69-84). Janka (S. 92 oben) schreibt dennoch wieder fälschlich das „sukzessive Determinieren“ Lohmanns dem Autor Glücklich zu und kritisiert beide Verfahren als eine Verbindung von Satzanalyse und Konstruktion. Dass beim linearen Dekodieren nach Satzschwerpunkten der Satzkerne gefunden werden soll (also entweder ein Prädikat als finites Verb oder ein Prädikat in „eingebetteten“ Formen wie A.c.i., P.c., Abl. abs. und nd-Fügung), mithin also alle Verbformen relevant werden, lässt er außer Acht, ebenso dass dann eben nicht weiter konstruiert werden soll, sondern die innerhalb der gefundenen Satzabschnitte stehenden Wörter nach und nach dem Verbkern zugeordnet werden sollen. Kurz darauf unterscheidet dann Janka allerdings lineares Dekodieren und sukzessiv-ganzheitliche Verfahren (S. 92 Mitte). Er ordnet dabei dem linearen Dekodieren sogar die Berücksichtigung aller Verbformen zu, verwendet dabei Ausdrücke wie „Partizipialien“ und „Gerundialien“ und berücksichtigt sonst nur Subjekte und Objekte. Schließlich verlangt er auf S. 98 die Sicherung des Erkannten „durch eine möglichst sukzessiv

verfahrende Musterübersetzung“. Aber genau diese sukzessive Übersetzung ist Gegenstand eines sukzessiven Determinierens (ich würde allerdings nicht von einer Musterübersetzung sprechen). Die mehrfachen nicht konformen Darstellungen sind verwirrend.

Die Kritik an den immer wieder standardisiert angeführten Übersetzungsvorstellungen von Wolfgang Schadewaldt und Manfred Fuhrmann (S. 99) ist erfrischend und produktiv. Die Forderung an das schulische Übersetzen hingegen ist viel zu weitgehend und berücksichtigt nicht, dass Texte eigentlich gelesen und nicht übersetzt werden. Zitat von S. 100: „Gerade die **Prinzipientreue oder Skopos-Konsequenz**, die als wesentliches Merkmal gelingenden Übersetzens im Sinne des Originals und im Dienst am Zielpublikum erhellen muss, öffnet die Augen für die beiden vornehmsten kulturellen Aufgaben des literarischen Übersetzens, als dessen *Vorform und Übungsgelände* das schulische Übersetzen stets auch zu betrachten ist: nämlich die mimetische, Tiefenverständnis heischende Annäherung an Gehalt und Form des vielschichtigen Urtextes ebenso wie die Bewusstmachung der letztthin beharrlichen Uneinholbarkeit desselben, zumal wenn es sich, wie bei unseren Beispielen aus HOMER und VERGIL, um geniale Sprachkunstwerke wie die *kanonischen Texte der antiken Poesie* handelt.“ (Schriftformatierung und Sprache sind beibehalten.) Abgesehen von dem etwas mystisch klingenden oder sogar unverständlichen Sprachduktus: Soll tatsächlich der Lateinunterricht gute Übersetzer ausbilden?

Kapitel 7 („Formen der Interpretation“, S. 113-132) ist zwar eine kluge und auch aspektreiche Übersicht über die Formen der Interpretation an Universität und Schule. Es fehlt aber die Erwähnung neuerer Tendenzen, beispiels-

weise Schwindt, J. (Hrsg., 2009): Was ist eine philologische Frage? Beiträge zur Erkundung einer theoretischen Einstellung, Frankfurt. – Ders.: *Thaumatographia oder Zur Kritik der philologischen Vernunft*. Vorspiel: Die Jagd des Aktaion (Ovid, *Metamorphosen* 3, 131-259) (= Bibliothek der klassischen Altertumswissenschaften. Band 150). Heidelberg 2016. Im Literaturverzeichnis erwähnt ist aber Schwindt, J. (Hrsg., 2002): *Klassische Philologie inter disciplinas*. Aktuelle Konzepte und Methoden eines Grundlagenfaches, Heidelberg. Bei der Darstellung verschiedener Interpretationsrichtungen hätte das Werk von Thomas A. Schmitz Hilfestellung geben können, es ist immerhin im Literaturverzeichnis erwähnt (Schmitz, Th. A. (2002, ²2006): *Moderne Literaturtheorie und antike Texte*. Eine Einführung, Darmstadt). Es fehlen zum Beispiel „Dekonstruktion“, „Genderstudies“, „psychologische“ Interpretation, obwohl diese Verfahrensweisen entweder methodisch von Belang sind oder bei der produktiven Rezeption eine wichtige Rolle spielen. In den Beispielen fehlen Hilfen dazu, wie man die produktive Rezeption im Unterricht anregt und organisiert, also auch Hilfen zur szenischen Darstellung und szenischen Interpretation und zur Anfertigung von Filmen und Bildern oder Bilderfolgen durch Schülerinnen und Schüler. Die Beiträge der Zeitschrift „Der altsprachliche Unterricht“ sind wenig rezipiert, ebensowenig die der Online-Zeitschrift „Pegasus“. Der Text-Bild-Vergleich wird berücksichtigt, der Text-Film-Vergleich nicht. Obwohl Janka die Veröffentlichung der Akademie Dillingen kennt und bei seinen Darstellungen zum Übersetzen einem dort veröffentlichten Beitrag bis in die Terminologie („Skopos-Konsequenz“) folgt, nennt er nicht den praxisnahen Beitrag zur Interpretation: Absch, D. / Wunsch, R. (2013):

Wege und Formen der Interpretation im gymnasialen Unterricht, in: Akademie für Lehrerfortbildung und Personalführung Dillingen (Hrsg.), Fachdidaktik Latein, Dillingen, S. 143-163 (8.1: Definition, Grundsätzliche Überlegungen, S. 143-149; 8.2: Interpretationsansätze und Formen der Interpretation im Unterricht, S. 150-163).

Kapitel 8 („Die Lektürephase“, S. 133-155) scheint zunächst ein praktischer Überblick über Fragen und Ziele des Lektüreunterrichts zu sein. Der Beitrag ist auch im Unterschied zu manchen anderen angenehm zu lesen. Aber er hat erstaunliche Mängel und Lücken, die die Brauchbarkeit einschränken. Er wiederholt bekannte Dinge zum Didaktischen Dreieck Schüler-Lehrer-Inhalt und beruft sich dabei auf Kuhlmann, P. (2010): Lateinische Literaturdidaktik, Bamberg, S. 15. Die Erkenntnisse stammen aber nicht von Kuhlmann, sondern sind seit den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts in der altsprachlichen Fachdidaktik etabliert. Dasselbe gilt für die vom Verfasser so genannten „Lektüreprinzipien“ Autorenlektüre, Werklektüre, thematische Lektüre. Vieles ist viel zu knapp dargestellt und ohne Lösungsvorschläge für Probleme, z. B. die Kompetenzorientierung und die Differenzierung. Dem Abschnitt über Lektüreausgaben fehlt die Weite, er beschränkt sich auf die Ausgaben eines bayerischen Verlags und berücksichtigt nicht die Verdienste der folgenden Reihen: Klett: Altsprachliche Texte (Rote Reihe), Klett: Libellus, Vandenhoeck + Ruprecht: Exempla. Lateinische Texte, Diesterweg: Modelle für den altsprachlichen Unterricht. Viereinhalb Zeilen zur Visualisierung (S. 154) sind zu wenig, zumal wenn sie eher eine Leerformel sind. Und bei den vielen zusätzlich genannten Reihen und weiteren neuen Reihen ist das Urteil leichtfertig, „dass gerade Hand-

lungsorientierung und Textkompetenz noch verstärkte Aufmerksamkeit in Lektüreausgaben erfahren könnten“ (S. 155). Die Forderung, hierbei „neue Medien“ einzusetzen, müsste mehr reflektiert werden, erstens weil viele der Methoden bereits gang und gäbe sind und auch ohne Computer angewendet werden können, zweitens weil manche Methoden bereits im Internet angeboten werden (Einbindung von Kultur- und Realienkunde), drittens weil nirgends berücksichtigt wird, dass Urheberrechte berücksichtigt werden müssen und der Erwerb solcher Rechte die Preise von gedruckten oder Online-Ausgaben in ungeahnte Höhen schnellen lassen würde (z. B. Einbindung von Filmausschnitten), viertens weil gerade in Bayern keine Textausgaben zugelassen werden, die Verweise auf Websites enthalten.

Zur Einteilung der Lektürephasen in Begleitlektüre, Überganglektüre, Anfangslektüre und Hauptlektüre (es kommt noch die „Interimslektüre“ hinzu) verweist der Verf. auf Nickel, R.: Lexikon zum Lateinunterricht, Würzburg 1981, Bamberg 2001. Diese Einteilung beruht aber auf meinen Ausführungen in Glücklicher, H.-J.: Lateinunterricht, Göttingen 1978, S. 140-157, Göttingen ³2008, 142-159 (vorher schon in: Lateinische Lektüre in der Sekundarstufe I, Kronshagen bei Kiel 1977, IPTS-Arbeitspapiere zur Unterrichtsfachberatung, Unterrichtsfach: Latein, 37 S.). So werden falsche Urheber kreiert und der Nutzer des Buches wird sich nicht auf die Quelle, sondern auf das Zitat eines Zitats der Quelle berufen, wenn er nicht achtgibt.

Das Kapitel 9 (Unterrichtsplanung, S. 156-171) geht endlich weg von dem Schema Hausaufgabenkontrolle, Neudurchnahme, Übung, Hausaufgabe, lässt Varianten zu und enthält Zustimmungswertes. Aber ausgeführte Beispiele fehlen. Dazu hätte auch die Präsentation einiger

Unterrichtsentwürfe gehört, die angehenden Lehrern, Referendaren und Praktikanten als Beispiel dienen könnten.

Das Kapitel 10 („Fachspezifische didaktisch-methodische Forderungen an den Lateinunterricht“, S. 172-181) bespricht Handlungsorientierung, Visualisierung, „Bilddidaktik“, Motivation und Unterrichtsmedien, alles sehr kurz und ohne ausführliche Beispiele, die Methodenvarianz zeigen könnten. Es wird – wie in so vielen anderen didaktischen Werken – gesagt, was man machen sollte und machen kann, aber nicht, wie man es macht.

Kapitel 11, ein Übersichtsbeitrag mit dem Titel „Alternative Unterrichtsmethoden“ (S. 182-190), ist hilfreich, auch wenn er kaum konkrete Beispiele darstellt. Er zeigt das Dilemma, in dem sich Lehrer und Lehrerinnen befinden, wenn sie schülerorientierte alternative Unterrichtsformen mit den Maßgaben und Vorschriften der Lehrpläne und Behörden zur Lernerfolgskontrolle verbinden sollen (S. 183). Allerdings ist der Ausgangspunkt dieses Beitrags anfechtbar. Der Autor zitiert im Jahr 2017 die angebliche Behauptung Julia Drumms aus dem Jahr 2007, der Lateinunterricht biete durch „handlungs- und produktionsorientierten Textumgang“ (so der Ausdruck des Verfassers Müller) die Möglichkeit, die „übliche ... passive ... Rezeption literarischer Inhalte“ zu verlassen. Für dieses Zitat verweist er auf Drumm, J. / Frölich, R. (2007): *Innovative Methoden für den Lateinunterricht*, Göttingen, S. 35. Dort steht aber nichts von „üblicher ... passiver ... Rezeption literarischer Inhalte“. Auf S. 14 hingegen steht tatsächlich als Behauptung des Mitarbeiters Philipp Wehmann: „das übliche Schema der passiven Rezeption literarischer Inhalte“. Die Behauptung, es gebe keine aktive Auseinandersetzung mit dem Text, war aber auch schon 2007

falsch. Sie trifft nur dann zu, wenn vom Schüler nichts anderes als Übersetzen in gängiger Art verlangt wird, alle anderen Überlegungen nicht zur Sprache kommen und nicht die schon lange davor geforderte und bestehende Sammlung aller Fragen und Vergleiche des Textes mit der eigenen Situation. Alles darüber Hinausgehende, und sei es noch so kognitiv, ist nicht passive, sondern äußerst aktive Rezeption! Die Matrix des DAV stammt aus dem Jahr 1971. Dazu findet man sogar einen studentischen Beitrag aus einer Seminarveranstaltung des Autors Volker Müller im Wintersemester 2011/2012 im Internet: https://www.fachdidaktik.klassphil.uni-muenchen.de/studium_lehre/lehrverans/winter_1112/einf_fachdid_lat/jagemann.pdf. Man vergleiche dazu als eines von vielen Beispielen schon meine eigenen Ausführungen in Glücklich, H.-J. (1978, 1993, 2008): *Lateinunterricht. Didaktik und Methodik*, Göttingen, S. 19 und 236f. und die Beiträge in: Glücklich, H.-J. (Hrsg., 1987): *Lateinische Literatur – heute wirkend*, 2 Bände, Göttingen.

Das Kapitel 12 („Kooperation im fächerverbindenden und fächerübergreifenden Lateinunterricht“, S. 182-202) ist zu kurz geraten oder hart gekürzt worden. Interkulturalität, Möglichkeiten zur Kooperation mit Fächern wie Neue Sprachen und Deutsch, mit Kunstgeschichte und Musik, Religion, Ethik und Philosophie, Geschichte und Politische Bildung werden nur kurz erwähnt. Dabei hat gerade der Beitrag des Lateinunterrichts zur politischen Bildung viele spannende Themenvorschläge und Textausgaben hervorgebracht, und die Berücksichtigung der Kunstgeschichte ist mittlerweile ebenso Bestandteil von Lektüreausgaben wie die Berücksichtigung von Rezeptionen in anderen Sprachen und Kulturzusammenhängen. Es wird kein einziges Unterrichtsmodell ausführlich

vorgeführt. Die Organisation einer Kooperation mit anderen Fächern muss mit allen Schwierigkeiten und umfangreichen Absprachen und Vorbereitungen dargestellt werden. So wie das Kapitel jetzt gestaltet ist, ist es eher eine Nennung von Rezeptionsthemen. Immerhin finden aber hier die Versuche zu „Latein plus“ und die Kooperation Latein-Englisch eine Erwähnung.

Kapitel 13 („Latein und die Präsenz der Antike in der postmodernen Alltagskultur“, S. 203-221) bringt Vorschläge zur Berücksichtigung von Filmen, Jugendbüchern und Comics und zur Nutzung des Internets im Lateinunterricht. Das alles ist sinnvoll, aber nicht neu. In der Darstellung der Geschichte des Lateinunterrichts und der Geschichte des Monumentalfilms (oder „Antikfilms“) fehlt die Berücksichtigung wichtiger Veröffentlichungen zu Asterix: Fuhrmann, M. (1976): Asterix der Gallier und die „römische Welt“. Beobachtungen über einen geheimen Miterzieher im Lateinunterricht, in: Fuhrmann, M. (Hrsg.): Alte Sprachen in der Krise?, Stuttgart, S. 105-127; Frings, U. (1978): Comics im Lateinunterricht?, Gymnasium 85, S. 47-54; Brodersen, K. (Hrsg., 2001): Asterix und seine Zeit. Die große Welt des kleinen Galliers, München. Die amerikanischen pionierhaften

Veröffentlichungen zum Antike-Film sind nicht berücksichtigt, z. B. Solomon, J. (2001): The Ancient World in the Cinema, New Haven; Winkler, M. M. (2017): Classical Literature on Screen. Affinities of Imagination, Cambridge / New York. Ich selbst habe in vielen Textausgaben ausdrücklich Text-Film-Vergleiche angeregt und dazu entsprechendes Unterrichtsmaterial angeboten. (Übersicht bei: Glücklich, H.-J. (2018): Film und Lateinunterricht, in: Korn, M. (Hrsg.), Latein. Methodik. Handbuch für die Sekundarstufe I und II, Berlin, S. 117-127). Auch die Zeitschrift *International Journal of the Classical Tradition* (IJCT) scheint nicht bekannt zu sein. Gerade in ihr finden sich öfter auch Beiträge zur Antike in der Popkultur und Vergleiche antiker und heutiger Verhaltensweisen und Lebensstile. Man vergleiche auch: Grafton, A. / Most, G. W. / Settis, S. (Hrsg., 2010): The Classical Tradition, Cambridge (Massachusetts) / London.

Kapitel 14 („Kompetenzorientierung im Lateinunterricht“, S. 222-231) erläutert die Vorteile der Kompetenzorientierung, lässt Probleme und Einwände nicht außer Acht, gibt wenige, knappe Beispiele. Er ist insofern eine sehr sinnvolle Ergänzung zu dem Aufsatz von Werner Scheibmayr: Das Bayerische Kompe-



**Wir nehmen
Ihnen den
Druck ab**

**BÖGL^{GmbH}
DRUCK**

**Spörerauer Straße 2 • 84174 Eching/Weixerau
Tel. 08709 / 15 65 • Fax 33 19
info@boegl-druck.de • www.boegl-druck.de**

tenzmodell, der im Internet herunterladbar ist: <https://www.isb.bayern.de/gymnasium/faecher/sprachen/griechisch/materialien/bayerisches-kompetenzmodell-sprachen-griechisch/>. Vorsichtig äußert der Verf. (S. 226) Stolz darauf, dass das bayerische Kompetenzmodell das „differenzierteste“ sein „dürfte“. Ebenso vorsichtig formuliert möchte ich auf die vielen Lehrpläne verweisen, die gute Aufgliederungen zeigen, und auf die Hilfsmaterialien, die Landesserver z. B. in Baden-Württemberg und Thüringen bereitstellen. Es gibt durchaus noch Bedarf an Vereinheitlichung. Beispielsweise ist im Bayerischen Kompetenzmodell Analysieren richtig so definiert: „Bestandteile, Strukturelemente bzw. die Gesamtstruktur von komplexeren Einheiten (z. B. Wortformen, Sätze, Verse, Texte) ermitteln und darstellen“. Im Thüringischen Kompetenzkatalog ist Analysieren auf die metrische Analyse von Versen beschränkt. Verwiesen sei auch auf andere europäische Länder: Furrer, H. (2009): *Das Berner Modell; Ein Instrument für eine kompetenzorientierte Didaktik*, Bern.

Kapitel 15 („Inklusion im Lateinunterricht“, S. 232-238) klärt den Begriff der Inklusion, macht auf den Ursprung der Idee von der Inklusion aufmerksam und ist ein sympathisches Plädoyer für die Inklusion. Leider arbeitet aber der Verfasser nur die allgemeine didaktische Forschung zur Inklusion auf und endet mit der erstaunlichen Feststellung: „Was fehlt, sind befriedigende Lösungen für differenzierende Leistungsbeurteilungen und Konzepte für die jeweiligen Fachdidaktiken (der Fächer) vor allem im Sekundarbereich, mithin also auch im Falle des Lateinunterrichts. Solche fachbezogenen inklusionsdidaktischen Konzepte zu erarbeiten, ist ein Desiderat der universitären und schulischen Fachdidaktik. Diese dann über

theoriegeleitete Module in Einführungsveranstaltungen zur lateinischen Fachdidaktik an der Universität, über die Thematisierung der unterrichtspraktischen Konsequenzen im Verlauf des Vorbereitungsdienstes und über fachbezogene Fortbildungen in der dritten Phase der Lehrerbildung in die Breite zu diffundieren, bleibt neben der individuellen inklusionsorientierten Kompetenzerweiterung der (Fach-)Lehrkräfte weiterhin eine noch zu bewältigende Herausforderung.“ In einer Klammer setzt er Literaturangaben aus dem Jahr 2009 hinzu. Dies in einem 2017 erschienenen Buch. Dies, nachdem es doch eine beachtliche und methodisch nicht zu unterschätzende Reihe von Veröffentlichungen zur Inklusion und zur Differenzierung zwischen den Jahren 2009 und 2017 gibt. Es seien nur genannt: Jesper, U. (2012): *Inklusiver Lateinunterricht. Ein methodisch-didaktischer Leitfaden zur Förderung von Schülerinnen und Schülern mit einer Autismus-Spektrum-Störung*, Kronshagen. – Ziemer, K. (2013): *Kompetenz für Inklusion. Inklusive Ansätze in der Praxis umsetzen*, Göttingen. – Kipf, S. (2014): *Integration durch Sprache. Schüler nichtdeutscher Herkunftssprache lernen Latein*, Bamberg. – Kipf, S. (2014): *Lateinunterricht und Zweitsprachenförderung. Neue Perspektiven für eine alte Sprache*, *Zeitschrift für Interkulturellen Fremdsprachenunterricht*, 19.1, S. 138-147. – Jesper, U. / Demir, Y. / Heinsohn, M. / Kühn-Wichmann, G. / Kunz, B. (2015): *Lateinunterricht integriert. Empfehlungen für Lateinlehrkräfte zur Förderung von Schülerinnen und Schülern mit Schwierigkeiten im Gebrauch der deutschen Sprache*, Bamberg (Reihe *didaxis*). – Jesper, U. / Demir, Y. / Heinsohn, M. / Kühn-Wichmann, G. / Kunz, B. (2015): *Latein hilft die deutsche Sprache zu beherrschen*, Kronshagen (Institut für Qualitätsentwicklung für Schulen Schles-

wig-Holstein, Hg.) – Große, M. (2017): Pons Latinus – Latein als Brückensprache zu Deutsch als Zweitsprache. Modellierung und empirische Erprobung eines sprachsensiblen Lateinunterrichts, Frankfurt am Main. – Ministerium für Schule und Weiterbildung des Landes Nordrhein-Westfalen: Empfehlungen zu zentralen Fragestellungen bei der Umsetzung des 9. Schulrechtsänderungsgesetzes, Rundschreiben vom 20.02.2017 (im Internet auffindbar). – All das ist in diesem Beitrag leider nicht berücksichtigt. Dass der Aufsatz in dieser Form in einem 2017 erschienenen Buch steht, fünf Jahre nach Jespers erster Veröffentlichung, ist ein bedauerliches Versäumnis.

Im gesamten Buch vermisst man eigene Kapitel zur Wortschatzarbeit, zur Gestaltung von Textausgaben und zum Umgang mit ihnen, zur Berücksichtigung von Realien und Bildern im Lateinunterricht, zur Digitalisierung, zur Vertretung des Faches „nach außen“, zu Werbung und Motivation und zur Leistungsmessung. Besonders gravierend ist das Fehlen eines eigenen Kapitels mit Überlegungen und Beispielen für Hausaufgabenstellung, Gestaltung und neue Formen von Klassenarbeiten (Schulaufgaben), Kursarbeiten, Abiturarbeiten, mündlichen Überprüfungen, und zur Beurteilung des Schwierigkeitsgrads von Aufgaben. Zu den Überprüfungsformen finden sich nur kurze Abschnitte innerhalb zweier Beiträge. Im Beitrag „Kompetenzorientierung im Lateinunterricht“ (S. 229) spricht dessen Verfasser von einer „Aufgabenkultur“, „die durch komplexe Anwendungssituationen den kreativen und flexiblen Einsatz von Wissen und Können fördert“ und nennt dann „Merkmale zur Entwicklung bzw. Überprüfung von Kompetenzen“. Er gibt dafür auf S. 230f. zwei Beispiele aus dem Lehrbuch *Comes* und zu Catull, c. 93. Beide Male handelt

es sich um Aufgaben in der Unterrichtsarbeit. Wie dies in Überprüfungen angewendet werden kann, wird nicht deutlich. Im Beitrag „Arbeiten mit dem Lehrwerk“ liefert der Verfasser einen langen Abschnitt 4.4 „Prinzipien des Übens und Aufgabenformate“ (S. 77-86). Es sind aber nur in ausführlicher Form Übungsformen mit ihren Namen und manchmal mit zu kurzem Beispiel aufgelistet, keine Überprüfungsformen.

Weder alle Lernziele des Lateinunterrichts einschließlich Text-Bild-Vergleich, produktiver Rezeption und eigener Stellungnahme werden berücksichtigt noch die Vorschläge zur Feststellung des Schwierigkeitsgrads noch die schon vor 2017 begonnene Diskussion um die Art der Prüfungen und Klassenarbeiten. Ich selbst habe zum Beispiel schon 2012 eine Typologie von Klassenarbeiten veröffentlicht und mit Beispielen zur Caesar-Lektüre untermauert (Glücklich, H.-J. (2011): Caesar – Feldherr, Politiker, Vordenker. *Bellum Gallicum*. Lehrerheft, Stuttgart, Beispiele finden sich auf der beigelegten CD-ROM und auch auf der CD-ROM zur Textausgabe, Stuttgart 2010 / 2015. Man vergleiche inzwischen auch: Hensel, A. (2017): Überprüfen von Textverständnis – neue Wege der schriftlichen Leistungsfeststellung im altsprachlichen Unterricht. *Vertieftes Textverständnis als Leitziel der Alten Sprachen – Anspruch und Wirklichkeit*, AU 4+5, S. 2-11. – Glücklich, H.-J. (2017): *Textverstehen und Überprüfungsformen*, AU 4+5, S. 12-23. – Eine Übersicht über verschiedene Formen des Überprüfens von Textverständnis findet sich ebenda auf S. 17. Selbst bayerische Publikationen werden nicht erwähnt, z. B.: Staatsinstitut für Schulqualität und Bildungsforschung München (Hrsg., 2010): *Lateinische Lektüre in den Jahrgangsstufen 9 und 10*, München. Dort wird S. 110-112 „Eine neue Form der Leistungserhe-

bung im Fach Latein: der Ersatz von Schulaufgaben durch „Lateintests“ (MODUS21)“ (sic) vorgestellt. Meist fünf solcher dort dargestellten Tests sollen anstelle einer Klassenarbeit stehen können. Nicht erwähnt wird auch: Illustrierende Prüfungsaufgabe zum Lehrplan plus: Jgstufe 5: https://www.lehrplanplus.bayern.de/sixcms/media.php/72/GYM_L1_5_Musterschulaufgabe_Aufgabenteil.pdf.

Ein Sachregister oder Stichwortverzeichnis fehlt. Dies ist ein weiterer Mangel, zumal das Buch im Grunde ein in Text umgesetztes Lexikon des Lateinunterrichts ist und sehr oft keine Erklärungen und Beispiele für die vielen genannten Stichpunkte gibt.

Es ist immer unangenehm, eine recht kritische Rezension zu schreiben. Der Fleiß der oft jungen Verfasser soll nicht unterschätzt werden. Aber die Lücken, die Fehler, die Praxisferne und die Vermittlung von Wissen aus zweiter und dritter Hand können nicht übergangen werden. Hier sind manchmal Standards nicht eingehalten, die heute auch schon von Schülerinnen und Schülern verlangt werden und die Grundlage einer universitären Ausbildung sind: eigenes Studium zitierter Quellen, eigene Urteile aufgrund von Beweisen statt mit dem Vermerk „m. E.“, Vergleich mit anderen Beurteilungen, Zitat der Originalarbeiten statt der Referate in anderen Werken, aktueller Stand der Forschung. Hinzu kommt, dass manche Artikel nicht in einem leserfreundlichen Stil geschrieben sind.

Die Verlagswerbung nennt den Herausgeber „Herausgeber der berühmten Zeitschrift Gymnasium“. Markus Janka ist Mitherausgeber und die Einstufung der Zeitschrift kann man getrost dem Leser überlassen. Der Verlag nennt das Buch „Das Standardwerk“. Das ist es nicht. Ein Buch kann nicht beim ersten Erscheinen bereits ein Standardwerk sein, dazu müssten es

die Leser machen. Wer aber aus diesem Buch referiert, läuft Gefahr, unwissenschaftlich zu werden, wenn er die Quellen nicht selbst prüft und sich auf die Referate verlässt. Das ambitionierte Werk schwankt zwischen Lexikon, Didaktik und versuchter Methodik. Der Titel verrät die Unklarheit: Latein. Didaktik. Praxis- handbuch. – Die drei Wörter „Latein“, „Didaktik“ und „Praxisbuch“ sind ohne Kommata oder Gedankenstriche modisch verschoben untereinander gesetzt. Auf dem Umschlag (U 1) steht oben rechts dazu noch: Sekundarstufe I + II. Auf der Titelseite steht die oben angegebene Formulierung.

Vieles ist ganz oder zu sehr auf Bayern bezogen: bayerische Lehrplanthemen, bayerische Lehrbücher, bayerische Textausgaben. Bei aller Anerkennung dessen, was der Freistaat Bayern für den Lateinunterricht leistet: Es gibt auch gute (manchmal sogar bessere) Lehrpläne, Lehrbücher und Textausgaben, die nicht aus bayerischen Ministerien und Verlagen kommen. Wer fast alles schon weiß, der kann das Buch als Fragebogen zur Selbstüberprüfung nutzen: „Was weiß ich alles, was wusste ich bisher noch nicht?“ Er muss es dennoch mit Vorsicht lesen, denn vieles ist auf dem Stand von 2012 und manches ist auch dann noch lückenhaft. Wer Urteile über didaktische und methodische Vorschläge lesen will, ohne die Vorschläge selbst anschaulich vorgestellt zu bekommen, wird in diesem Buch gut bedient. Wer didaktische Konzepte sucht, der muss die genannten Konzepte im Original nachlesen, die Quellenangaben prüfen oder sogar selbst die Originalquelle suchen. Wer als angehender Lehrer, ob nun Student oder Referendar, Unterrichten lernen will, findet in diesem Buch kaum Hilfe.

HANS-JOACHIM GLÜCKLICH

Hinger, B., Stadler, W. (Hg.) (2018): *Testen und Bewerten fremdsprachlicher Kompetenzen. Eine Einführung*, Tübingen, Narr Francke Verlag (Narr Studienbücher), 213 S., EUR 24,99 (ISBN 978-3823380283).

Das vorliegende Buch ist unter der Federführung von Barbara Hinger und Wolfgang Stadler im Rahmen des Innsbrucker Modells der Fremdsprachendidaktik („IMoF“) entstanden. Dieses verfolgt den Ansatz, sprachenübergreifende und sprachspezifische Fremdsprachendidaktik in Forschung und Lehre zu kombinieren und die „Theorien, Grundlagen und Prinzipien der sprachdidaktischen Vermittlung“ in den Blick zu nehmen, die „allen Zielsprachen gemein sind“ (9). Lässt sich der Leser auf diesen Ansatz ein, halten die elf Kapitel wesentliche Einblicke in die wissenschaftliche Testtheorie und -praxis und fruchtbare Erkenntnisse für die eigene didaktische Arbeit bereit. Ein eigenes Kapitel ist den spezifischen Anforderungen des Übersetzens und Interpretierens im Latein- und Griechischunterricht gewidmet, was dieses Buch besonders auszeichnet. Martin M. Bauer analysiert darin die Kernkompetenzen des altsprachlichen Unterrichts luzide und genau und stellt Antworten auf die nur scheinbar triviale Frage vor, was „Übersetzen“ eigentlich ist, das in Latein- und Griechischklausuren bewertet wird. Als Möglichkeit, wie die Übersetzungskompetenz möglichst objektiv und valide überprüft werden kann, stellt er das neue österreichische Korrekturmodell vor, das auch und besonders für Lehrerinnen und Lehrer in Deutschland bereichernde Impulse für die Bewertungspraxis im Latein- und Griechischunterricht beinhaltet. Hierauf gehe ich weiter unten näher ein.

Den Auftakt nimmt das Buch mit einer Einführung in die Geschichte des Testens und Bewertens von Fremdsprachenkenntnissen

(Kap. 1), in der die verschiedenen Funktionen der Leistungsüberprüfung und -messung deutlich werden. Dabei wird der Zeitraum von der chinesischen Kaiserzeit bis heute berücksichtigt, worauf die Ausführungen zum Gemeinsamen europäischen Referenzrahmen für Fremdsprachen (GeR, Kap. 2) logisch folgen, der den Forschungen des IMoF als Leitrichtlinie zugrunde liegt. Barbara Hinger stellt seine Genese, seinen Inhalt und die Grundgedanken anschaulich vor und lädt an passenden Stellen zur kritischen Auseinandersetzung ein, insbesondere mit der Entwicklung der Sprachniveaubeschreibungen (A1 bis C2) (27ff.). Trotz der Kritik nimmt der GeR auch hier zurecht eine zentrale Stellung ein, kann doch seine Bedeutung für die Entwicklung von inner- und außerschulischen Sprachtests nicht mehr unterschätzt werden (29f.), man denke nur an die vom GeR festgeschriebene Output- und Handlungsorientierung, die als Leitprinzipien in die Didaktik und Leistungsüberprüfung moderner Fremdsprachen eingegangen ist.

Die Kapitel 3, 4 und 5, in denen die Rolle von Fehlern beim Fremdsprachenerwerb und die wissenschaftlichen Standards von Fremdsprachentests – d. h. die Testprinzipien Objektivität, Reliabilität, Validität; Authentizität, *Washback*, Praktikabilität sowie der Testentwicklungszyklus – vorgestellt werden, bieten eine gelungene Übersicht über die Grundlagen der Testtheorie. Diese kann für die einen Leser(innen) als kompakte Wiederholung, für andere Dank der fundierten, wissenschaftlichen Tiefe als umfassende Einführung dienen. Auf jeden Fall regt sie dazu an, gewinnbringend die eigene Prüfpraxis zu reflektieren.

Darüber hinaus stellen Wolfgang Stadler und Benjamin Kremmel, die Autoren des vierten Kapitels, eine bemerkenswerte Sensibilität für den anforderungsreichen und zeitknappen

schulischen Alltag unter Beweis, denn sie zeigen stets Wege auf, wie sich eine möglichst hohe Objektivität ohne großen Mehraufwand bei der Überarbeitung oder Neukonzeption der nächsten Schul- und Klassenarbeiten realisieren lässt. So erhöhen beispielsweise schon die reflektierte Anpassung der Testlänge (43) und die Auswahl von passenden Aufgaben und Aufgabentypen (41ff.) die Reliabilität einer Leistungsüberprüfung.

Die Kapitel 6-9 richten anschließend den Blick auf das Testen und Bewerten einzelner fremdsprachlicher Kompetenzen (der rezeptiven und produktiven Fähigkeiten, der sprachlichen Mittel sowie des Übersetzens und Interpretierens), ehe abschließend die Rolle und Funktion der Leistungsfeststellung und beurteilung erörtert sowie der Transfer auf die Schulpraxis geleistet wird (Kap. 10-11).

Für Lehrerinnen und Lehrer der klassischen Sprachen ist das neunte Kapitel „Übersetzen und Interpretieren: Testen und Bewerten im Latein- und Griechischunterricht“ (151-168) von zentraler Bedeutung. Martin M. Bauer (B.) zeigt, wie trotz manifester Unterschiede zwischen modernen und klassischen Fremdsprachen (151f.) die wissenschaftlichen Testprinzipien gewinnbringend auf die Leistungsmessung im altsprachlichen Unterricht angewendet werden können. So lernt man, dass sich die Validität einer Übersetzungsklausur u. a. durch die Textauswahl (es sollte ein unbekannter, möglichst authentischer Text von angemessenem Schwierigkeitsgrad sein) und die Reliabilität durch die Textpräsentation (d. h. eine angemessene Anzahl und klare Darbietung von Wort- und Sachangaben sowie eine sinnvoll kontextualisierende Einleitung in der Unterrichtssprache) erhöhen lassen. Diese Aspekte lassen sich bei der Konzeption der nächsten Klassen- oder Schularbeit

gleich berücksichtigen und deren Objektivität dadurch merklich verbessern.

Zentral für die Überprüfung und Bewertung der Übersetzungskompetenz ist aber schließlich die Frage, was das „Konstrukt Übersetzen“ und das „Konstrukt Interpretieren“ überhaupt sind und welches Ziel eine Übersetzung bzw. Interpretation in der Schule erfüllen soll. Aus Platzgründen konzentriere ich mich im Folgenden auf die Ausführungen zum Übersetzen. Dieses analysiert B. unter Rückgriff auf den bekannten Prozess aus Dekodierung, Transfer und Rekodierung und kategorisiert Übersetzungen nach ihrer jeweiligen „Buchstabentreue“ anhand der Parameter „Kontextlänge“ und „Äquivalenzbeziehung zwischen Ausgangs- und Zieltext“ (154). Diese erlauben es, das Kontinuum zwischen einer Übersetzung *verbum pro verbo* und einer Übersetzung *ad sensum* zu differenzieren und präzise zu beschreiben, womit er eine gewinnbringende Grundlage für die weitere Beschäftigung mit Schülerübersetzungen legt.

Ziel einer Latein- oder Griechischübersetzung soll den nationalen Richtlinien zufolge nämlich „die Produktion eines inhaltlich äquivalenten, kohärenten Textes in der Zielsprache“ sein (155). Damit ist das Gegenteil von den Übersetzungsversuchen gemeint, die sich allzu stark an die lateinische Morphologie und Syntax anlehnen, diese aufnehmen und dadurch in ein unverständliches Übersetzungsdeutsch ableiten. Diese unerwünschte Entwicklung führt B. unter anderem auf unerwünschte Effekte des Korrekturverfahrens zurück: Eine Negativkorrektur, die grammatikalische (morphosyntaktische) Abweichungen vom Ausgangstext ahndet, nehme den Schülerinnen und Schülern (als negativer *Washback*) den Mut zum Formulieren eigener, inhaltlich stimmiger freier Übersetzungen und hemme die Produktion einer flüssigen deutschen

Übersetzung, wie sie in den Richtlinien eigentlich als Ziel deklariert wird.

Als Alternative stellt B. das österreichische Korrekturmodell vor, das im Vorfeld der Standardisierten kompetenzorientierten Reife- und Diplomprüfung entwickelt wurde und ein ganzheitliches Textverständnis voraussetzt. Das Modell honoriert in einer Positivkorrektur sowohl die denotative Äquivalenz zwischen Ziel- und Ausgangstext (der „Sinn“ der Übersetzung) als auch die flüssige Formulierung in der Zielsprache. Lexik, Morphologie und Syntax werden stichprobenartig überprüft und als eigenständige Elemente bewertet.

Dieser Blick ins europäische Nachbarland ist ausgesprochen bereichernd: Durch den ganzheitlichen Ansatz wird das Dekodieren des lateinischen / griechischen Textes dem detaillierten Leseverstehen in den modernen Fremdsprachen angenähert und hiermit vergleichbar. Dies wiederum wertet den Inhalt der altsprachlichen Texte auf, was für den Bestand, die Relevanz und die Attraktivität der Fächer nur förderlich sein kann. Gleichzeitig erliegt das neue Korrekturmodell nicht dem Risiko, die komplexe Übersetzungskompetenz und die sprachanalytischen Fähigkeiten in Ausgangs- und Zielsprache zu vernachlässigen, die nach wie vor Alleinstellungsmerkmale des Latein- und Griechischunterrichtes sind.

Es wird erst in ein paar Jahren festgestellt werden können, ob die so vorgenommenen Bewertungen tatsächlich valide(re) Aussagen über die Übersetzungskompetenz und das Textverständnis der Schüler(innen) treffen können. Dann wird auch zu prüfen sein, in welchem Maße das inhaltliche Verständnis eines Textes tatsächlich unabhängig von der grammatikalischen und lexikalischen Korrektheit bewertet werden kann, die das inhaltliche Verständnis eines Textes ja doch bedingen. Auf jeden Fall

aber ist das Korrekturmodell ein erster Schritt hin zu einer valideren und objektiveren Beurteilung der Übersetzungskompetenz und eine große Möglichkeit, diese Kunst in allen ihren Facetten, vom intuitiven Textverständnis (soweit in der Schule möglich) bis hin zur Suche (und dem Ringen) nach passenden Formulierungen und Ausdrucksformen in der Zielsprache, zu würdigen.

Abschließend sei die ausgesprochen ansprechende und übersichtliche Gestaltung des gesamten Buches hervorgehoben. Inhaltlich werden theoretische Ansätze, empirische Forschungsergebnisse und deren Übertragung in den schulischen Alltag geschickt miteinander verbunden; dabei werden abstrakte und theoretische Inhalte mithilfe von Marginalien, Abbildungen und Schemata klar strukturiert und zugänglich gemacht. Auch der Auftrag als Studienbuch wird ernstgenommen: Jedem Kapitel sind die wichtigsten Lernziele in Form von „Kann-Beschreibungen“ vorangestellt, die am Ende des Kapitels in Arbeitsaufträgen und Diskussionsfragen überprüft und mit der gut ausgewählten und hilfreich kommentierten „weiterführenden Literatur“ vertieft werden können.

Natürlich sind nicht alle Teile für den Latein- und Griechischunterricht gleichermaßen relevant und manche Kapitel sind speziell für Lehrer(innen) der klassischen Sprachen schwieriger zugänglich als andere. Doch neben den besprochenen Kapiteln regen auch die anderen Teile zum Reflektieren und Schärfen der Grundlagen und Prinzipien der eigenen Test- und Bewertungspraxis an. In diesem Sinne, und weil eine objektive Bewertung für die Transparenz und Akzeptanz von Leistungsbeurteilungen durch Schüler(innen) entscheidend ist (46f.), sei dieses Buch allen Lehrenden wärmstens empfohlen.

FRANZISKA C. EICKHOFF

Die Zeitschrift **FORUM CLASSICUM** setzt das von 1958 bis 1996 in 39 Jahrgängen erschienene „Mitteilungsblatt des Deutschen Altphilologenverbandes“ fort. – Erscheinungsweise vierteljährlich. Die im FORUM CLASSICUM veröffentlichten Beiträge sind im Internet unter folgender Adresse abrufbar: <http://www.altphilologenverband.de>

Herausgeber: Der Vorsitzende des Deutschen Altphilologenverbandes: <https://www.altphilologenverband.de>
OStD Hartmut Loos, Am Roßsprung 83, 67346 Speyer, Tel. 06232-854217, E-Mail: info@altphilologenverband.de

Schriftleitung für das Forum Classicum: Prof. Dr. Markus Schauer, Otto-Friedrich-Universität Bamberg, Institut für Klassische Philologie und Philosophie, An der Universität 5, 96045 Bamberg, E-Mail: markus.schauer@uni-bamberg.de

Die **Redaktion** des Forum Classicum gliedert sich in folgende Arbeitsbereiche:

1. **Berichte und Mitteilungen, Allgemeines:** OStD Hartmut Loos (s. o.)
2. **Didaktik:**
Dr. Anne Friedrich, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Seminar für Klassische Altertumswissenschaften, 06099 Halle (Saale), E-Mail: anne.friedrich@altertum.uni-halle.de
OStD Michael Hotz, Wilhelmsgymnasium München, Thierschstr. 46, 80538 München, E-Mail: michael.hotz@wilhelmsgymnasium.muenchen.musin.de
3. **Fachwissenschaft:**
Prof. Dr. Markus Schauer (s. o.)
4. **Schulpolitik:**
OStR i.K. Dr. Benedikt Simons, Bilkrather Weg 30, 40489 Düsseldorf, E-Mail: kontakt@benediktsimons.de
5. **Personalia, Varia:**
OStD Hartmut Loos (s. o.)
6. **Rezensionen:**
StD Dr. Dietmar Schmitz, Am Veenteich 26, 46147 Oberhausen, E-Mail: monikaunddietmar@gmx.de
7. **Zeitschriftenschau Fachwissenschaft:**
OStR i.K. Dr. Benedikt Simons (s. o.)
8. **Zeitschriftenschau Fachdidaktik:**
Dr. Roland Granobs, Nordhauser Str. 20, 10589 Berlin, E-Mail: granobs@aol.com
StD i.R. Dr. Josef Rabl, Kühler Weg 6a, 14055 Berlin, E-Mail: Josef.Rabl@t-online.de

Die mit Namen gekennzeichneten Artikel geben die Meinung des Verfassers, nicht unbedingt die des DAV-Vorstandes wieder. – Bei unverlangt zugesandten Rezensionsexemplaren ist der Herausgeber nicht verpflichtet, Besprechungen zu veröffentlichen, Rücksendungen finden nicht statt. – **Bezugsgebühr:** Von den Mitgliedern des Deutschen Altphilologenverbandes wird eine Bezugsgebühr nicht erhoben, da diese durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten ist (**Wichtiger Hinweis** zur Mitgliedschaft, Adressenänderung usw. am Schluss des Heftes). Für sonstige Bezieher beträgt das Jahresabonnement EUR 16,50; Einzelhefte werden zum Preis von EUR 5,20 geliefert. Die angegebenen Preise verstehen sich zuzüglich Porto. Abonnements verlängern sich jeweils um ein Jahr, wenn sie nicht spätestens zum 31.12. gekündigt werden.

Zuschriften und Beiträge sind zu richten an: forum-classicum.klassphillat@uni-bamberg.de

C. C. Buchner Verlag, Postfach 1269, 96003 Bamberg.

Layout und Satz: StD Rüdiger Hobohm, Mühlweg 9, 91807 Solnhofen, E-Mail: mail@ruediger-hobohm.de

Anzeigenverwaltung: Franziska Eickhoff, M. A., Geyener Straße 2, 50259 Pulheim, E-Mail: franziska.eickhoff@yahoo.de

Herstellung: BÖGL DRUCK GmbH, Spörerauer Straße 2, 84174 Eching/Weixerau, E-Mail: info@boegl-druck.de

Autorinnen und Autoren dieses Heftes (siehe Impressum, ferner):

Seine Exzellenz der Botschafter der Hellenischen Republik Theodoros Daskarolis

Dr. Burkard Chwalek, Dromersheimer Chaussee 31b, 55411 Bingen

Franziska C. Eickhoff, M. A., Geyener Straße 2, 50259 Pulheim, Tel. 02238/4619829,

franziska.eickhoff@yahoo.de

Dr. Norbert Gertz, Rohrteichstr. 21, 336012 Bielefeld

Prof. Dr. Hans Joachim Glücklich, Myliusstraße 25A, 60323 Frankfurt am Main

Dr. Aaltje Hidding, Archäologische Staatssammlung München, Himbselstr. 1, D-80538 München

Prof. Dr. Michael Lobe, StD, Melanchthon-Gymnasium Nürnberg / Otto Friedrichs-Universität Bamberg,

michaellobe@web.de

Prof. Dr. Friedrich Maier, Mitterlängstr. 13, 82178 München-Puchheim

StD i. R. Dr. Josef Rabl, Kübler Weg 6a, 14055 Berlin, *Josef.Rabl@t-online.de*

Dr. Michael Stierstorfer, Gymnasium Schäftlarn, Kloster Schäftlarn, 82096 Schäftlarn,

Michael.Stierstorfer@ur.de

Christoph Wurm, OstR, Humboldtstr. 25, 44137 Dortmund, *ChrWurm@aol.com*

Prof. Dr. Michael Wissemann, Siegersbusch 42, 42327 Wuppertal, *mwissemde@yahoo.de*

FORUM CLASSICUM im Internet

Das FORUM CLASSICUM sowie seinen Vorgänger, das Mitteilungsblatt des Deutschen Altphilologenverbandes, finden Sie von Heft 1/1994 an auf der Homepage des DAV (www.altphilologenverband.de) unter dem Link „Veröffentlichungen“ / „Forum Classicum“ als PDF-Dateien bereitgestellt. Ein Inhaltsverzeichnis sämtlicher Hefte seit 1958 finden Sie auf der Homepage der Humboldt-Universität zu Berlin (<http://www.klassphil.hu-berlin.de/fachgebiete/didaktik/indices/zeitschriften-und-reihen/forum-classicum>).

Bitte an die Verfasser von Rezensionen

Besprechungen für das Forum Classicum sollen den Umfang von zwei (bis höchstens drei) DIN-A-4-Seiten nicht überschreiten und auf Fußnoten möglichst verzichten. Anmerkungen sollen nach Möglichkeit in den Text eingearbeitet werden. Zur besprochenen Publikation sind genaue Angaben erforderlich: Vor- und Nachname des Autors bzw. der Autoren oder Herausgeber, Titel des Werks, Erscheinungsort, Verlag, Erscheinungsjahr, Seitenzahl, Preis, ISBN-Nummer. Zum Verfasser der Rezension erbitten wir folgende Angaben (soweit möglich und sinnvoll): Vorname, Name, Titel, Funktion / Dienstbezeichnung, dienstliche und/oder private Postanschrift, Telefonnummer, E-Mail-Adresse.

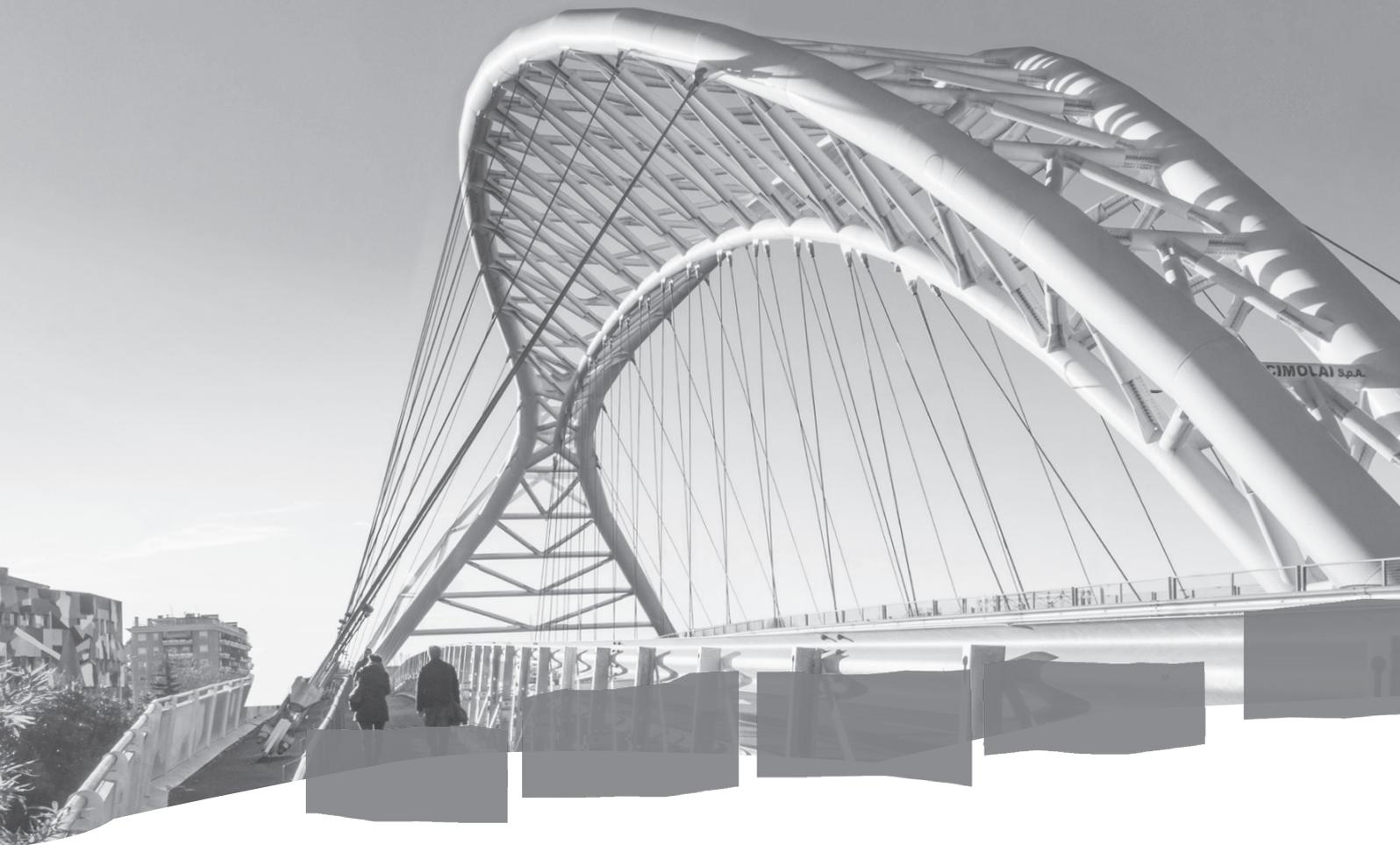
Wichtiger Hinweis: Mit allen Fragen, die die Mitgliedschaft im DAV oder das Abonnement dieser Zeitschrift betreffen, wende man sich bitte nicht an den Bundesvorsitzenden. Für Fragen der Mitgliedschaft sind die Vorsitzenden der 15 Landesverbände zuständig, deren Anschriften am Ende dieses Heftes abgedruckt sind. Für Institute und Abonnenten ohne Mitgliedschaft im DAV ist der Buchners Verlag zuständig (siehe Impressum).

DEUTSCHER ALTPHILOLOGENVERBAND

Adressen der Landesvorsitzenden

- 1. Baden-Württemberg**
Dr. Stefan Faller
Seminar für Griechische und Lateinische
Philologie
Albert-Ludwigs-Universität
Platz der Universität
79085 Freiburg
stefan.faller@altphil.uni-freiburg.de
- 2. Bayern**
StD Harald Kloiber
Pfalzgrafenstr. 1e
93128 Regenstauf (Oberpfalz)
Tel.: (0 94 02) 76 52
harald.kloiber@t-online.de
- 3. Berlin und Brandenburg**
Prof. Dr. Stefan Kipf
Humboldt-Universität zu Berlin
Institut für Klassische Philologie
Unter den Linden 6
10099 Berlin
Tel.: (030) 2093 70424
stefan.kipf@staff.hu-berlin.de
- 4. Bremen**
Imke Tschöpe
Rackelskamp 12
28777 Bremen
tschoepe@nord-com.net
- 5. Hamburg**
Dr. Anne Uhl
Steenwisch 36
22527 Hamburg
Tel.: (040) 25 30 89 19
anne_uhl@hotmail.com
- 6. Hessen**
Dr. Marion Clausen
Gymnasium Philippinum Marburg
Leopold-Lucas-Straße 18
35037 Marburg
Marion.Clausen@Gmail.com
- 7. Mecklenburg-Vorpommern**
Christoph Roettig
Slüterufer. 15
19053 Schwerin
Tel.: (03 85) 73 45 78
ac.roettig@arcor.de
- 8. Niedersachsen**
Dr. Katja I. L. Sommer
Helene-Lange-Schule Hannover
Hohe Straße 24
30449 Hannover
ksommer@NAVonline.de
- 9. Nordrhein-Westfalen**
Dr. Susanne Aretz
Zu den Kämpfen 12 d
44791 Bochum
Tel. (0170) 28 08 326
aretz@neues-gymnasium-bochum.de
- 10. Rheinland-Pfalz**
OStR'in Nina Stahl
Friedrich-Wilhelm-Gymnasium
Olewiger Str. 2
54295 Trier
janina.stahl@fwg-trier.com
- 11. Saarland**
OStR Rudolf Weis
Richard-Wagner-Str. 7
66386 St. Ingbert
Tel.: (0 68 94) 37637
abkmrw06897@arcor.de
- 12. Sachsen**
Günter Kiefer
Flurweg 1A
02977 Hoyerswerda
gw.kiefer@web.de
- 13. Sachsen-Anhalt**
Dr. Anne Friedrich
Inst. für Altertumswissenschaften (MLU)
Universitätsplatz 12
06108 Halle/ Saale
Tel.: (03 45) 55 24 010
anne.friedrich@altertum.uni-halle.de
- 14. Schleswig-Holstein**
StD Ulf Jesper
IQSH
Schreberweg 5,
24119 Kronshagen
ulf.jesper@iqsh.de
- 15. Thüringen**
Uwe Adam
Salzmannschule Schnepfenthal
Staatliches Spezialgymnasium für Sprachen
Klostermühlenweg 2-8
99880 Waltershausen/Schnepfenthal
(Stand: Dezember 2019)

Neue Brücken bauen. In Latein.



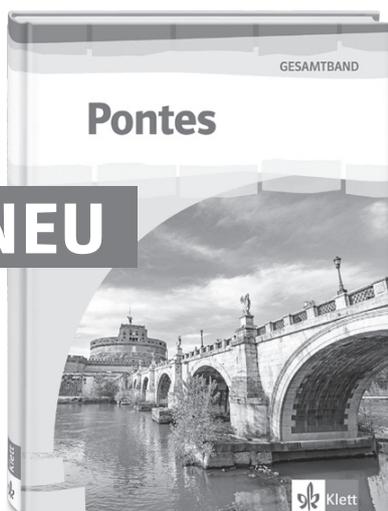
Ihr neues Pontes

Mit dem neuen Pontes bauen Sie moderne Brücken zur antiken Welt und zu einer faszinierenden Sprache. Gleichzeitig vermitteln Sie wichtige Medienkompetenzen zusammen mit den Lerninhalten.

Pontes bietet Ihnen:

- motivierende Lektionstexte,
- spannende, sorgfältig erarbeitete Sachinfotexte,
- ausführliche Praeparationes zur Vorentlastung,
- vielfältige Differenzierungsangebote in jeder Lektion,
- viele multimediale Angebote rund ums Schülerbuch.

www.klett.de/pontes

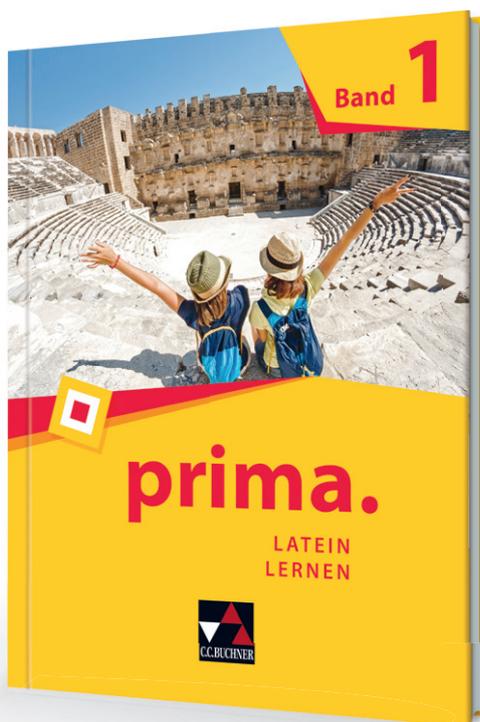


Ernst Klett Verlag,
Postfach 10 26 45, 70022 Stuttgart
www.klett.de



prima.

LATEIN LERNEN



U4: Anzeige Buchner 4c

- ▶ modernes Layout
- ▶ kompakter Lehrgang in 24 Lektionen
- ▶ packender Einstieg ins Lehrbuch: ein Krimiabenteuer im alten Rom
- ▶ spannende neue Texte
- ▶ multum, non multa: in Wortschatz und Grammatik
- ▶ aktive Förderung der Medienkompetenz
- ▶ online vernetzte Unterrichtsmaterialien
- ▶ breites Differenzierungskonzept

Band 1

Lektionen 1-14

ISBN 978-3-661-**40501-8**,

ca. € 24,80

Erscheint im 1. Quartal 2020



C.C. Buchner Verlag GmbH & Co. KG

service@ccbuchner.de

www.ccbuchner.de • www.facebook.de/ccbuchner